Collection Otto Janke.

Preis 1 Mark.

Ostmark

und

Krummstab.

Von

Ernst Below.

BERLIN, OTTO JANKE.

Verlag von Otto Janke in Berlin.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Alexis, W., Die Hosen des Herrn von Bredow. 13. Aufl.	2	M.
Bang, Herm., Gräfin Urne	2	„
Berkow, K., Erstarrte Herzen. 2. Aufl. — Vae victis. 2. Aufl.	à 2	„
— — An des Thrones Stufen. 2. Aufl. — Die wilde Rose. 2. Aufl. — Frauenliebe. 2. Aufl.	à 2	„
— — Im Dämmerschein. — Die Unbegehrten. — Ein Vergessener	à 1	„
— — Lebenslauf einer Glücklichen. — Unsere Backfische	à 1	„
— — Der rechte Erbe. — Ein Vorurteil	à 50	Pf.
Björnson, Björnstjerne, Das Haus Kurt	1	M.
Bodenstedt, Fr., Eine Mönchsliebe. 2. Aufl. — Feona	à 1	„
— — Thamar und ihr Kind. — Lady Penelope	à 50	Pf
— — Ernst Bleibtreu. — Priuthina	à 1	M.
— — Die letzten Falkenburger. 2. Aufl. — Die Zigeunerherberge	à 1	„
Bonnet, J., Seeröslein von Misdroy	1	„
Bourget, P., André Cornélis	2	„
— — Ein Skrupel. — Herr Legrimaudet	à 1	„
Brachvogel, A. E., Der Fels von Erz. 3. Aufl.	4	„
Bredow, W. Graf, Die beiden Rittmeister	2	„
Brody, L., Menschen	1	„
— — Ein ärztlicher Faust	2	„
Bülow, Fr. Freiin v., Am andern Ende der Welt	2	„
Collins, Wilkie, Das geheimnisvolle Hotel	2	„
Corelli, M., Absinth	1,50	„
Dewall, J. van, Im Bivouak	50	Pf.
— — Eine Mesalliance. — Auf verlornem Posten	à 1	M.
— — Der Sklavenhändler. — Zwei Stecknadeln	à 1	„
— — Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege	1	„
— — Vor Thoresschluß	1,50	„
— — Das Geheimnis. 2. Aufl.	2	„
Diesterweg, M., Auf feuriger Erde	50	Pf.
Dostojewski, F. M., Weiße Nächte. — Die Unbekannte	à 1	„
— — Der Doppelgänger. — Nettchen Neswanoff	à 2	„
— — Tollhaus oder Herrenhaus? — Der Spieler. — Aus dem toten Hause	à 2	„
— — Erniedrigte und Beleidigte. — Des Onkels Traum	à 2	„
— — Raskolnikows Schuld und Sühne. Vollständige Ausgabe	2	„
Eckberg, C., Heitere Grüße. Humoresken	1	„
Eden, Carla, Stoppelfelder	2	„
— — Sand in die Augen	2	„
Eichen, Brenda v., Vier Badereisen	2	„
Elbe, A. v. d., Um ein Grafenschloß. — Die Ricklinger. 2. Aufl.	à 2	„
Erckmann-Chatrian, Geschichte eines Conscribirten von 1813	1	„
— — Die Rantzau. — Waterloo. 2. Aufl.	à 1	„
Farina, Salvatore, Stärker als die Liebe	1	„
— — Leben um zu lieben. — Eine Lüge der Liebe	à 1	„
— — Der Roman eines Ehemannes. — Um Leben und Tod	à 2	„
François, L. v., Hellstädt. 2. Aufl.	1	„
— — Eine Formalität	50	Pf.
— — Frau Erdmuthens Zwillingssöhne. 2. Aufl.	2	M.
Haidheim, L., Der Fechtbruder	1	„
— — Sich selbst der Nächste. — Im Beguinenturm	à 2	„
Hansson, Ola, Vor der Ehe	1	„
Harder, Agnes, Mein Gummimännchen	1	„
— — Erkämpft	2	„
Hartwig, G., Im Reich der Töne. — Verschwiegenheit	à 50	Pf.
— — Die Lumpenprinzessin. — Fräulein Doktor	à 1	M.
— — Licht und Schatten. — Schloß Wolkenstein	à 1	„
— — Im Bann der Ehre. — Haß und Liebe. — Auf Umwegen	à 2	„
— — Farbenspiele des Lebens. — Gabriele Erdmann	à 1	„
Hesekiel, L., Unterm Sparrenschild. 3. Aufl.	2	„
— — Excellenz. — Die Frau Kriegsrätin. — Der Musterschreiber	à 50	Pf.
Jacobsen, J. P., Frau Marie Grubbe. 2. Aufl.	2	M.
Jensen, W., Der Teufel in Schiltach	2	„
Jókai, Maurus, Der Turm von Dagö. 2. Aufl.	1	„
— — Die feindlichen Nachbarn. — Krone und Liebe	à 1	„
— — Der Racheengel. — Von Stufe zu Stufe. — Drei Freier	à 1	„
— — Aug' um Auge. — Nach dem Tode gerächt. — Eine Kaiserin	à 1	„
— — Die Götterburg. — Die weiße Rose	à 1,50	„
— — Tollhäuslerwirtschaft. — Wandert aus. — Der Nachtwandler	à 1	„
— — Zweimal sterben. 3. Aufl. — Der Fluch des Priesters	à 2	„
— — Der Mann mit dem steinernen Herzen. 3. Aufl.	2	„
— — Wir bewegen die Erde. 2. Aufl. — Mein, Dein, Sein. 2. Aufl.	à 2	„

H. Keller-Jordan
vom
Verfasser.

1898.

Ostmark und Krummstab.

Ostmark und Krummstab.

Erzählung

nach persönlichen Erinnerungen aus der Zeit
der polnischen Unruhen

von

Ernst Below.

Berlin.

Verlag von Otto Janke.

Vorwort.

Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren, sagt der Volksmund frei nach Lessing.

Und wer es ruhig mit ansehen kann, wie der Ultramontanismus Religiosität, Patriotismus und Ehrlichkeit untergräbt, um uns ganze Provinzen abwendig zu machen, wem das nicht zu Herzen geht, der hat kein Herz für unser deutsches Vaterland; wessen Ehrgefühl sich nicht dagegen empört, wenn er beobachten muß in welchem traurigen Verhältnis unser deutsches Vaterland zu dem allezeit für Rom feilschenden ultramontanen Centrum steht — der hat keine Ehre zu verlieren.

Das sage ich, nachdem ich Vergleiche mit dem Auslande angestellt, nachdem ich in Frankreich wie in den lateinischen Republiken Amerikas dieselbe geheime Unterminierarbeit wie in unserer Ostmark jahrelang, jahrzehntelang verfolgt habe, jenes Wühlen des Ultramontanismus, wodurch er auf Kosten aller wahren, ehrlichen Religiosität überall seine weltliche Macht zu mehren weiß, mit Hilfe des Einflusses der im Cölibat lebenden Geistlichen auf die Frauen und auf die denkträgen Massen.

Wer sich darüber wissenschaftlich und praktisch genauer belehren will, der lese die Vorträge von Professor Seil in Bonn über die Entwickelung der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert, d. h. die Entwickelung vom Katholizismus zum Ultramontanismus.

Graf Hoensbroech sagt in seinem epochemachenden neusten Buch über den Ultramontanismus: S. 8.

„Unter hundert Katholiken wissen hundert nicht, was Ultramontanismus ist“ — und S. 29:

„Regierung und Parteien scheinen keine Ahnung zu haben von der Größe und dem Segen, die in der Aufgabe liegen, den Ultramontanismus zielbewußt, zweckmäßig, würdevoll zu bekämpfen. Es ist die größte Aufgabe, die die Weltgeschichte kennt, weil sie sich richtet gegen den schlimmsten, mächtigsten und gefährlichsten Gegner bürgerlicher, religiöser und politischer Freiheit. Würdelos greifen unsere Staatsmänner rechts und links nach den Krücken, die der Ultramontanismus ihnen

hie und da herablassend darreicht. Sie beruhigen sich mit dem Gedanken: wir kommen doch weiter! Gewiß, nur fragt es sich, wie? und wohin?"

Ich will dem guten Katholiken wie jedem Ehrlichen sagen, was der Ultramontanismus ist und wohin er uns bringt. Ein Gleichnis sagt dies kürzer als viele gelehrten Auseinandersetzungen:

Mehrere Gutsnachbaren gerieten häufig in Streit wegen eines Grenzstückes. Es war Rodeland, auf dem stellenweise Wald und Gebüsch stand. Dies Stück Rodeland war nutzlos und schädlich, denn dort sammelte sich allerhand Unrat, der da abgelagert wurde, und der Wind trieb Unkrautsamen auf die bebauten Äcker ringsum. Endlich kauften die Besitzer den einen Nachbar aus, von dem sie vermuteten, daß er der Übelthäter sei, der seinen Schutt dort ablüde. Dieser wußte gute Miene dazu zu machen und strebte seitdem danach, wieder Mitbesitzer zu werden, um die Nachbarn wieder wie vorher gegeneinander zu hetzen. Denn bei dem Schlichten dieser Streitigkeiten hatte er sich gut gestanden. Er fuhr fort, Unkraut zwischen den Weizen zu säen, indem er das noch immer brach liegende strittige Stück Rodeland zum Ablagern von allerhand Unrat benutzte.

Da beschlossen die Gutsnachbarn, um den bösen Nachbar endlich ganz los zu werden, allen Verkehr mit ihm abzubrechen. Aber einige hielten, um seine Maklerdienste nicht ganz entbehren zu müssen, hinter dem Rücken der anderen den Verkehr im geheimen mit ihm aufrecht und so hörten die Streitigkeiten nicht auf, bis endlich alle die Geduld verloren und der Abbruch jeglicher Beziehungen zu ihm erzwungen wurde. Dann wurde das strittige Stück Rodeland umgeackert und bebaut, nur die starken Eichen am früheren Waldsaume blieben stehen, sie dienten als Schutzwehr gegen Stürme für das umliegende Saatland.

Dies Gleichnis bedarf kaum eines weiteren Kommentars: das Rodeland sind die Gegenden des Obskurantismus, wo mitten zwischen höherer Kultur das Unkraut von den Dunkelmännern zwischen den Weizen gesät wird, um dort beim Streit der anderen für die eigene Tasche im Trüben zu fischen.

Dieser Macht gegenüber ist jede Opportunitätspolitik, jede Leisetreterei, so angebracht sie auch anderen Mächten gegenüber sein mag, von Übel, wie die Welfen- und Ghibellinenkämpfe bis auf unsern letzten Kulturkampf gezeigt haben. Nachgiebigkeit hilft hier, besonders hinsichtlich Polens, nicht, welches der Ultramontanismus als Zankapfel zwischen die östlichen und die westlichen Völker Europas geworfen hat. Wir müssen uns jenes Maklers entledigen. Nachdem wir A gesagt und das Deutsche Reich als Hort der Kulturentwickelung gegründet, müssen wir auch B sagen und das

Zwing-Uri des Ultramontanismus schleifen, welches die Völker gegeneinander hetzt.

Jede Religion in Ehren; aber unter dem Mantel der Religion politische Geschäfte machen und weltliche Macht an sich reißen, das muß ein Ende haben, wenn dadurch nicht alle wahre Religiosität, alle Ehrlichkeit erstickt werden soll.

Nie konnte der Deutsche im Auslande (oft Einer gegen Viele), stolzer auf sein Deutschtum sein, als zur Zeit des Beginnes des Kulturkampfes, als Deutschland im Kampfe gegen jene Macht die Führung zu übernehmen sich anschickte.

Der Gang nach Canossa erfolgte, weil der Makler seine Unentbehrlichkeit zu beweisen wußte.

Warum jene Macht, die uns verhöhnte, den Sieg über unsere Kulturbestrebungen davontrug, das wurde mir klar, als ich in dreizehnjähriger ärztlicher Praxis in der Republik Mexiko hinter die Coulissen des Ultramontanismus zu schauen Gelegenheit gehabt.

Darüber soll in einem demnächst erscheinenden Buche eingehender berichtet werden.

Seitdem ich, in die Heimat zurückgekehrt, gesehen, wie hier diese Macht die Oberhand bekommen, hat es mir keine Ruhe mehr gelassen, ich mußte sagen, was ich wußte, was ich fühlte. Und als ich die beiden trefflichen Werke von Fink und vom Grafen Hoensbroech über die beängstigenden Fortschritte jener Macht, besonders in unserer Ostmark, gelesen, da lebten alle alten Erinnerungen aus der Kindheit und der Jugendzeit auf, von denen zu schweigen, Unrecht gewesen wäre. Jedes Scherflein mußte mit herbeigetragen werden, wo der Kampf um Erhaltung unserer Ostmark neu entbrannt war. Um nach den fleißigen Arbeiten Finks über die statistischen Verhältnisse Posens dem Patrioten einen Einblick mitten hinein in das Wühlen und Hetzen jener Macht zu gestatten, brauchte ich bloß meine Jugenderinnerungen aus Posen zusammenzufassen. An der Hand der fleißigen Daten und zahlenmäßigen Darstellungen konnten diese Erlebnisse Einblick in das lebendige Treiben dem verschaffen, der in die Schlupfwinkel jener lichtscheuen Gesellschaft blicken wollte, welche die „Lüge" auf ihr Banner geschrieben hat.

Der Unwille über die jämmerliche Gleichgültigkeit, die nach dem Canossagange allen Übergriffen der Ultramontanen gegenüber eingerissen war, der Unwille gegen das Paktieren mit jener Macht zwang mir die Feder in die Hand, um das an lebendigen Gestalten von Fleisch und Blut zu illustrieren, was anderweitig in gelehrten Arbeiten angedeutet worden war.

Die tägliche Rundschau brachte im August jene nach persönlichen Jugenderinnerungen zusammengestellten Er-

zählungen in etwas gekürzter und gemilderter Form. Dies Buch bringt es in der ursprünglichen Fassung, weil bei dem Ernst der Lage jede Abmilderung unangebracht ist.

Die geschichtlichen Ereignisse unter Friedrich Wilhelm IV., die Revolutionsbegebnisse und die in Posener Kreisen aus alten Zeiten wohlbekannten Vorkommnisse mußten an dem Faden einer zusammenhängenden Erzählung aneinander gereiht werden. Es wird dem Leser nicht schwer fallen, herauszufinden, an welchen Stellen Wahrheit mit Dichtung verbunden werden mußte, um jenen Faden herzustellen, der zur novellistischen Form nötig ist. Es brauchten dazu bloß einige in Wirklichkeit räumlich oder örtlich getrennte Sachen auf einen Punkt konzentriert zu werden.

Unsere seit Jahren übliche Opportunitätspolitik von Fall zu Fall hat viel verdorben. „Jeder für seine Tasche und Gott für uns alle" heißt es heut — vielleicht nicht ohne Schuld jenes Lügengiftes, welches von der Schule an schon alle Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, allen männlichen Patriotismus untergräbt.

Wenn bei uns nicht alles in Strebertum und Parteicliquenwesen verkommen ist, raffen wir Deutsche uns doch vielleicht noch einmal auf zur Erkenntnis unserer Mission dem Ultramontanismus gegenüber. Denn welche Nation sollte den Kulturkampf durchfechten, wenn nicht die deutsche allen voran? Vielleicht raffen wir uns doch noch auf, allem übrigen Parteiwesen gegenüber die eine große Partei der Ehrlichen zu bilden, die Anti-Centrums-Partei?

Ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, sind von mir hier die Dinge beim rechten Namen genannt worden, so wie es mir ums Herz war, in der Hoffnung, diese Enthüllungen mögen dazu beitragen, daß wir den unehrlichen Makler, der sich zwischen die Brüdervölker drängt, entlarven und uns seiner entledigen, daß wir zusammenstehen im Kampfe für Religion und Ehrlichkeit wider Ultramontanismus und Lüge, eingedenk des Wortes von Bennigsen:

Alles steht gut, nur noch eine Burg haben wir zu erobern, die Burg des Ultramontanismus.

1. November 1897.

Dr. E. Below.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Die Saporoger Kosaken.

Ein Kindskopf auf einer Reckengestalt mit Hünenbrust und Stiernacken, das war mein guter Onkel Wlad, der wie blind und taub für eine Sache, die er als recht erkannt, durchs Feuer ging.

Seit ich neulich wieder das allbekannte Bild der „Saporoger Kosaken" sah, werde ich die Erinnerung an meinen Onkel Wlad, den alten Starosten, nicht mehr los, der für ein geträumtes protestantisches und gegen ein ultramontanes Polen sein ganzes Leben in die Schanze schlug.

Der dort auf dem Bilde mit der pelzverbrämten Kasaweika mitten unter den wackeren Recken steht, der Alte mit der Pelzmütze, der sich bei dem Diktat, das an Muhammed IV. abgehen soll, den Leib vor Lachen hält und dem die dicken Thränen in den Knasterbart rollen, das ist Onkel Wlad auf Krakojewo, wie er leibt und lebt.

Gerade solche Kasaweika und solche hohe Kosakenpelzmütze trug Onkel Wlad, wenn er „Sechse lang“ vorbeigefahren kam durch die Friedrichstraße in Posen und selbst kutschierend und in echt polnischer Ritterlichkeit sich verneigend mit der Peitsche seine bebänderte Pelzmütze berührte und nach unserem Fenster grüßte.

So wie auf jenem Kosakenbilde konnte er lachen, wenn er einen Posener Pferdejuden, der ihn betrügen wollte, überlistet hatte, oder wenn er einen seiner Kumpane, der ihm im Zechen, Reiten, Schwimmen, Schießen „über sein“ wollte, mit irgend einem seiner Kniffe oder mit seinen riesenmäßigen Reckenkräften übertrumpft hatte.

Wie kam mein alter, guter Onkel Wladislaw von Rusozinski nur auf dieses Bild, unter diese halbnackten, massigen Kriegergestalten? Es war, als wenn er mitten hineingehörte in dies merkwürdige Gemisch alter Zecherherrlichkeit und handfesten Reckentums mit all seinen urpolnischen Schwächen und Eigenheiten:

Auf einem Zelttisch blitzt es von Trinkgeräten aus alter Zeit, von Humpen mit fein ciselierter Arbeit und dicken Krystallflaschen mit Kettchen und Löwenköpfen — ganz wie in Krakojewo — daneben liegt auf einem Sammetkissen, das eigentlich dem herrlichsten gold- und atlasgestickten Taburett im feinsten Nippessalon alle Ehre gemacht hätte, eine

Laute mit breitem Seidenbande — ganz wie sie der riesige Gutsnachbar nach Tisch hervorzuholen pflegte — und herum sitzen zwischen Zaumzeug, alten Sätteln mit Silberbeschlägen und juwelenbesetzten Pallaschen ein paar Berserkergestalten in nachlässigster Tracht und Haltung, dem Abgesandten des Sultans, der sie zur Übergabe auffordert, einen Bescheid diktierend, den er sich nicht hinter den Spiegel stecken wird. Das waren die alten, ewig aufsässigen, kriegerischen Saporoger Kosaken, ein selbstbewußtes, keineswegs „leicht knetbares Unterthanenmaterial", das war die tapfere Schar alter ritterlicher Kämpen, welcher die Kaiserin Katharina schließlich Reservationen und Wohnsitze am Dnjepr einräumte, wo sie ein eigenes Reich für sich bildeten und unbeschränkt sich ausleben und austoben konnten. Dafür waren sie ihr auch der beste Schutz gegen die Einfälle der Türken. Naturkraft will austoben, das war ihr Prinzip und sie stand sich gut dabei. Eingeschüchtertes, kirchenfrommes und gut knetbares Unterthanenmaterial, wie wir es heutzutage großziehen, hätte sie damals für ihre Zwecke gegen die Barbareien des Ostens nicht brauchen können.

Hier auf dem Bilde saßen sie wie ein Trinkkollegium von lauter Berlichingern, Bismarcks und Rodensteinern, von lauter Kraftnaturen, wie man sie heut selten nur noch beisammenfindet.

Alles das erinnerte mich trotz der exotischen Skalplocken auf den glattrasierten Schädeln so an längst verblichene Bilder aus der Kindheit, daß ich mich fragen mußte, wo und wann habe ich diese Menschen mit den juwelenbesetzten Pallaschen und den gestickten Sätteln und Zaumzeugen doch schon einmal gesehen? Sind es Erinnerungen aus meinen Kinderbüchern, aus meiner Kinderstube? Ist es Saporoger Kosakentum, oder sind es die alten wohlbekannten Typen polnischer Starosten und Schlachtschitzen, die sich hier untereinander vermengen aus den Jahren 1450 und 1700, aus 1848 und 1863? Können dieselben Typen in der Geschichte der Völker wiederkehren und im Leben aller wie des einzelnen dieselben alten Reigen aufführen, wie Wiederklänge längst verschollener Zeiten, wie das Echo vergangener Jahrhunderte?

Ist nicht jenes Geschlecht vom Don und Dnjepr ganz derselbe Typus, wie mein Onkel Wlad, jenes Bild der Urwüchsigkeit, welches robust und massig hineinragt in die Epigonenzeit der Menschheit, wie dieser alte Onkel Wlad robust und massig hineinragt in meine Jugenderinnerungen und in die zahme, fromme Atmosphäre unseres Posener Schulhauses? Robust wie ein Hüne und dabei lenkbar wie ein Kind!

Mir steigt mit dem aus halber Vergessenheit hervorgezauberten Bilde meines alten Onkels Wlad

eine versunkene Welt von Kindheits- und Jugenderinnerungen auf, wie ein großes Panorama nach und nach immer weiter und immer handgreiflicher Leben gewinnt, je höher man langsam die dunkle Wendeltreppe hinaufsteigt, die auf die Aussichtsplattform führt:

Zweites Kapitel.

Unter des Königs Regenschirm.

Ich hatte als kleiner Junge meine neue Kasaweika an aus schwarzem Sammet mit weißem Zobelpelz besetzt. Die hatte mir mein Pate Onkel Wlad geschenkt. Sie war aufs Wachstum berechnet für spätere Zeiten, wenn ich damit in die Schule gehen würde. Aber so weit war ich noch nicht, sondern meine „Lore" führte mich spazieren, wenn sie auf den Markt ging und sonst wie Besorgungen machte. Sie war sehr gut zu mir, und wenn ich müde wurde, trug sie mich gern noch auf dem Arm, der so rauh wie ein Reibeisen sich anfühlte. Denn sie trug Winter und Sommer die Arme bloß.

Ein hohes, dunkelgraues Gebäude mit spitzem Turm ragt aus dem blaugrauen Straßennebel auf — mir ist, als wäre dies mein erster Ausgang, von dem ich etwas weiß.

Der Turmwächter tritt oben auf die Galerie und bläst, wenn es zwölf Uhr ist, und unten tritt die Hauptwache unter das Gewehr, mir zu Ehren, weil ich einen ganzen Tag lang artig gewesen und nicht geweint hatte, und es riecht nach gebratenem Fett und Küchenkräutern, denn dort waren die Schmorbuden unten am Fuße des großen, grauen riesenhaften Rathauses. Aber noch schöner roch es, wenn man bei den berühmten Posener Brotbänken und der Fronfeste vorbeikam, wo die bösen Menschen geköpft wurden, wo von stolzer Höhe die alte Burg der polnischen Fürsten Sapieha, das jetzige Appellationsgericht, ins Marktgetümmel des Sapiehaplatzes herabgrüßte. Hier am Fischmarkt mischten sich die Gerüche von frischem Dill und Kirschen, von Spitzkäse und Äpfeln mit denen von Zwiebeln und Butter und Gurken und hier gab es meist etwas Besonderes für Lores Herzblatt; waren es nicht ein paar Kirschen oder Äpfel, so war es eine Bretzel von der Bude an der Ecke. Von da ging die Lore mit mir zur Parade auf dem Wilhelmsplatz, wo das scheunenartige Theater stand mit dem schrägen Arche-Noah-Dach und den zwei polnischen Bettelmännern (Äschylos und Sophokles) über dem Portal. Sie sahen nämlich gerade so aus wie unsere polnischen Bettelmänner, die jeden Sonnabend sich die Kartoffelsuppe in die Hüte gießen ließen, um sie daraus zu trinken.

Und ich war sehr stolz auf meine schöne neue Kasaweika. Aber da fing es an zu regnen, ja zu gießen. Und alles flüchtete unter die Lindenbäume, und da standen viel Soldaten, und Generale hielten dort zu Pferde dicht bei einem sehr vornehmen Reiter mit funkelnder Pickelhaube und glänzendem Ordensband, über den mehrere Schirme gehalten wurden, die aus den nächsten Häusern gebracht wurden.

Und meine gute Lore drängte sich mit dem Jungen auf dem Arm dorthin, wo die meisten Regenschirme über den ordengeschmückten Reiter gehalten wurden, denn die Kasaweika sollte und durfte von dem Regen nicht gleich verdorben werden. Und als man sie fortweisen wollte, sagte der gütig lächelnde Herr zu Pferde, das thäte ja nichts, sie sollten nur ruhig den kleinen Bengel unter seinem Schirm lassen. Und man lachte ringsum, ich weiß nicht, ob über mich und über die Dreistigkeit der Lore oder über die Art und Weise des Reiters, der mir freundlich die Wangen klopfte und zu dem ein graubärtiger polnischer Herr zu Pferde, der mich auch streichelte, höfliche Worte sprach.

Ich war sehr müde und fürchtete mich vor den vielen fremden Gesichtern, weinte und schlief ein. Und der mich zuerst gestreichelt hatte, war, wie sich noch lange nachher die dreiste Lore rühmte, unser König selber gewesen, der in Posen große Parade

abhielt. Und der Graubärtige war niemand anders als mein Pate, der Onkel Wlad, auf dessen Schloß draußen in Krakojewo der König Friedrich Wilhelm IV. ein paar Stunden zu Gaste gewesen war und mit dessen schöner Frau der König auf dem großen Ball im Landschaftsgebäude geradeüber von uns getanzt hatte. Davon wurde noch lange später gesprochen. Darum weiß ich es. Denn von dem Onkel hatte ich die Kasaweika.

Drittes Kapitel.

Polnische Erziehungsresultate.

„Eins, zwei, drei — jusche, jusche, jei!" das war alles, was ich auf meine vielen lebhaften Bemühungen und auf mein unermüdliches Vorzählen der deutschen Zahlen bis „Zehn" von meinem eigensinnigen und ungelehrigen Schüler herauskriegte, der mich „Niemiec" nannte, den „Deutschen", das heißt, der nicht „kann", der nicht polnisch kann und mich dafür haßte und verachtete, soweit ein kleiner fünfjähriger Junge einen anderen gleichen Alters hassen und verachten kann, wenn er anders ein richtiger polnischer Pfaffensohn ist.

Er wurde jeden Morgen von der Gouvernante mit ein paar großen Bilderbüchern von drüben aus

dem Landschaftsgebäude zu mir herübergebracht und wir zankten uns, wenn ich ihm Deutsch und er mir Polnisch beibringen sollte, und ich zauste ihm seine langen, semmelblonden Haare, und er zauste mich wieder und wir liefen uns balgend um den großen Eßtisch herum, bis sich die Gouvernante ins Mittel legte und diese gegenseitigen Erziehungsversuche aufgegeben werden mußten.

Viktor, der eigensinnig statt der „vier" sein ewiges jusche, jusche, jei! sagte, war der Sohn der von Onkels Gute nach der Stadt versetzten Pfarrersköchin, deren Bruder, Viktors Onkel, wiederum bei Krakojewo als Kaplan figurierte.

Viktors Mutter war übrigens jetzt Frau Landschaftskastellanin. Sie hatte, nachdem sie mit ihrem Knaben in die Stadt übergesiedelt war, durch Onkel Wlads Vermittelung, wie ich später erfuhr, die gute Partie gemacht und den braven Pollacken geheiratet, der später Herr Landschaftsinspektor und zuletzt sogar „Herr Landschaftsdirektor" tituliert wurde. Ihm wurde viel hoher Einfluß bis über Posen und Warschau hinaus, sogar bis nach Rom hin zugeschrieben. Denn er hatte sich große Gewandtheit mit der Feder angeeignet und sprach mehrere Sprachen, bloß Deutsch sprach er nicht. Wiewohl er dem Onkel Wlad viel zu danken hatte, soll er doch später, als es Onkel Wlad schlecht ging, gegen ihn seine Hand

mit im Spiele gehabt haben. So geht es manchmal im Leben! Die guten Leutchen wohnten uns gegenüber in dem stattlichen Landschaftsgebäude mit der prächtigen Freitreppe und der fürstlichen Fassade mit den drei riesenhaften Bogenfenstern.

Viktor wurde auf das „Alumnat", das Predigerseminar auf der Dominsel gebracht, nachdem er auf dem polnischen (katholischen) Mariengymnasium die Klassen bis Obertertia besucht hatte. Er war längst Pfarrer, als ich noch studierte. Ich hörte noch, wie ein gewitzigter Oberprimaner sich über diese schnelle Laufbahn dieser unserer bisherigen Mitschüler aussprach: „Wir müssen fürs Abiturientenexamen ochsen," sagte er, „und die dort haben schon morgen ihre Pfründen und sind gemachte Leute, die den lieben Gott einen guten Mann sein lassen können, wo wir vor Sorgen nicht in den Schlaf kommen." Er kam mit seinem Jusche, jusche, jei! und mit seinem patriotisch-katholischen Deutschenhaß jedenfalls schneller weiter, als wir mit unserem faustischen Zweifel auf unserem evangelischen Friedrich Wilhelms-Gymnasium.

Das „Jusche jei!" fiel mir aber stets ein, so oft mich später mein Weg in jene bernstein- und schnapsduftenden Stadtteile Posens führte, wo sich ein altes Jesuitenstift und Klostergebäude an das andere reiht, wo jene tiefen, dunklen, kalten Hallen sind, wo es nach Inquisition und früheren Folter-

kammern riecht, nach jenen Jesuitenvierteln, nach der Walischei und der Dominsel, wo einem auf Schritt und Tritt in hohen Stiefeln und schwarzen, langen Soutanen fanatisch blickende, dünne Jünglinge begegnen mit einem eigensinnigen, halb verängstigten, halb verrohten Gesichtsausdruck, den mein Onkel Wlad, wenn er später darauf zu sprechen kam, immer den Blick des „verwimmerten Clarrek“ nannte.

„Clarrek“ ist nämlich der volksübliche Ausdruck für „Clericus“ in Posen. Dort giebt es auch noch Mönche und man sieht dort oft kleine Jungen, die so, wie unsere deutschen Knaben sich gern als Offiziere verkleidet in den Straßen zeigen, gerne in kleinen Mönchskutten mit Skapulieren sich auf den Straßen vom Kindermädchen und der Mama stolz herumführen lassen und die, so klein sie sind, jedem vorbeikommenden Geistlichen eilig die Hand und den Saum des Gewandes küssen. „Die werden wohl auch statt bis vier zu zählen ‚jusche, jusche, jei‘ sagen und alles Deutsche hassen,“ muß ich dann denken. Ja, ja, unter Krummstab und Kutte läßt sich's bequem wohnen!

Viertes Kapitel.

Kinderstubenpolitik.

Mit blank gezogenem Kindersäbel rassele ich die Wohnstube auf und ab und fuchtele um mich; denn

im Nebenzimmer, wo unser alter Hausarzt Doktor Suttinger mit Mama spricht, giebt es soviel haarsträubende Neuigkeiten von der Nationalversammlung in Berlin und von der Revolution, daß ich natürlich all den Dingen gegenüber nicht ganz teilnahmlos verharren kann, und wie der alte Doktor mit meiner Mama plaudernd hereintritt und mich fragt, gegen wen ich denn eigentlich da solch einen mordsmäßigen Spektakel verübe, muß er von mit hören: gegen die ganze Nationalversammlung. Er klopft mir auf den Dickkopf und meint: „Da thust Du recht, mein Junge, übe Dich beizeiten, wer weiß, wozu Du Deinen Patriotismus später noch brauchen kannst.“

Meine Mutter — so wurde mir später wiedererzählt — antwortete dem Hausarzt lachend: „Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten, aber mit diesem kleinen Eigensinn da, fürcht ich werde ich meine liebe Not haben —“

Sie hatte recht. Mit dem Krümmen war's nichts.

Daran war wohl mein Pate, Onkel Wlad, schuld. Es muß um dieselbe Zeit gewesen sein, da lehnen wir uns aus dem Vorderstubenfenster, meine Mama und ich, wo wir die „Landschaft“ und einen Teil der Kastanienpromenade mit dem Prießnitzschen „Grafenspring“, der „Fontäne“ davor, übersehen können. Da kommt derselbe graubärtige Herr, den ich von der verregneten Parade auf dem Wilhelmsplatz

her kenne, im offenen Landwagen (Britschka) unsere Friedrichsstraße entlang gefahren, höchst elegant und herrschaftlich anzusehen, von acht munteren Grauschimmeln gezogen, die alle wie das Wetter laufen. Der Kutscher trägt eine graue, hohe Flauschmütze mit rotseidenen Bändern, die im Winde flattern, und der Onkel Wlad lüftet, wie er Mama im Fenster sieht, seine Bärenmütze, ohne die er nun einmal nie sichtbar wurde, mochte es Winter oder Sommer sein, und grüßt meine Mama in echt polnisch höflicher und herzlicher Weise, und wie er einen Augenblick halten läßt, um ein paar Worte vom Wagen aus zu plaudern, wird er vom Dienstvolk, welches gerade dem Hofe des Landschaftsgebäudes entströmt, umdrängt und mit Ehrfurchtsbezeugungen aufgehalten. Sie machen ihm ihren landesüblichen „Padam do nòg“, den Kniefall mit Handkuß und ehrfurchtsvollem Neigen der Stirn bis auf den Fußsaum des Gewandes, daß mir ganz angst wird, sie möchten ihm etwas thun, und wie sie sehen, daß er mit meiner Mama sprechen will, drängen sich diese Massen auch an unser Parterrefenster heran, und meine Mama muß ihnen wenigstens die Fingerspitzen zum Handkusse reichen. Wie dann Onkel Wlad weiterfährt, kommt er mir wie ein ganz großmächtiger Fürst vor, und mein ganzer Wunsch ist, doch auch einmal so mächtig zu werden wie er.

Und dann ist es mir in der Erinnerung, als käme das Folgende gleich hinterher. Es muß aber später gewesen sein: Von demselben Fenster sehen wir beide, meine Mama und ich, wie das Volk, das dem Onkel eben nachjauchzte, eine schwarz-rot-gelbe Standarte am Rande des Bürgersteiges in den Boden rammt, dicht vor unserem Fenster. Meine Mama erhebt sich, um sich ins Zimmer zurückzuziehen, vorher aber sagt sie mir kleinem Kerl, ich solle dreimal „Pfui!" auf die Straße hinausrufen. Das ließ ich mir natürlich nicht zweimal sagen, und sofort flogen polnische und deutsche Schimpfworte uns zu, von ein paar schlecht gezielten Steinen gegen den schnell geschlossenen Fensterflügel begleitet. — Zwei Kinder, ein großes und ein kleines, die mit ihrer Politik beinahe übel angekommen wären!

Fünftes Kapitel.

Die Jahre 1848 und 1852.

Die Mittagssonne scheint ins helle, grüngemalte Wohnzimmer, wo die Bergpredigt, der Ecce homo und die Lazarusauferweckung, schlichte Stahlstiche, an den Wänden über Klavier und Sofa prangen. Ich werde aus der Kinderstube nach vorn gerufen, denn es ist Besuch da und ich soll hübsch „Guten Tag"

sagen. Meine Lore zieht mir noch den Kittel unter dem Gurt hübsch zurecht und kämmt mir noch einmal einen feinen Scheitel, ganz sachte und vorsichtig, ohne an den Haaren zu ziepen, so schön und sanft, wie es eben nur meine gute Lore versteht.

Und da werde ich in die Wohnstube hineingeschoben und stehe vor dem grüngrau-bärtigen, dicken Herrn, der neben meiner Mama auf dem Sofa sitzt und mir die Hand entgegenstreckt. Mein Papa ist noch oben in der Schulklasse und giebt noch Stunde. Draußen auf der Straße vor der Hausthür steht, wie ich durchs Fenster sehe, der Wagen des Onkel Wlad, und ein Reitpferd wird vom Bedienten auf und ab geführt, das er eben in der Stadt gekauft hat.

„Siehst Du, Ernst, das ist Dein lieber Pate, Dein Onkel Wlad, von dem Du die hübsche Kasaweika hast. Gieb dem Onkel die Hand,“ sagt Mama.

Halb sehe ich nach dem glänzend glatten Pferde draußen, halb betrachte ich den grüngelben Graubart dicht vor mir. Ich fürchte mich nicht trotz des Struwwelbartes und der rauhen Stimme. Er greift in die Westentasche und sagt: „So, mein Junge, nebenan habe ich gesehen, wohnt ein Pfefferküchler“ — als sollte ich den nicht kennen, dachte ich bei mir, wo ich jeden Morgen die schönen Tüten herbekomme — „da hast Du einen Thaler,“ tönt die rauhe, aber

freundliche Stimme, „da geh hin und kauf Dir Pfefferkuchen.“

Was für einen Berg von Pfefferkuchen wird das geben! Es war der erste harte Thaler, den ich in die Hand bekam. Ich zeigte ihn nachher der Mama, die sagte, der müßte auf die Sparbank. Ich sah ihn mir genau an. Der abgeschnittene Kopf eines Mannes mit bloßem Halse war darauf, und Mama sagte, das wäre unser König. Er that mir so leid, daß er im bloßen Halse frieren mußte.

Und der Onkel zeigte mir draußen das schöne Reitpferd und führte mich hinaus und hob mich hinauf.

Ich mußte es streicheln, wie ich darauf saß, und es fühlte sich so warm an, ganz anders, viel hübscher als das dumme, tote Wiegenpferd mit den Glotzaugen von Glas, das ich zu Weihnachten bekommen hatte. Und wie der Onkel mich lachend fragte, ob ich auch solch schwarzsammetnes, lebendiges Pferd mit solch warmem, glattem Fell haben möchte, sagte ich beherzt: „ja“, und er meinte, das solle geschehen.

Bald darauf brach die Revolution aus.

Wir knieen alle, die ganze Familie, eines Abends vor dem grau und rot gestreiften Sofa, über dem die Bilder und Silhouetten hängen, in der alten Frühstücksstube, und alte Koffer und Waschkörbe stehen gepackt herum und es sieht sehr unordentlich aus.

Und mein guter Vater spricht ein langes Gebet, während ich über die gefalteten Hände hinweg die schwarzen Silhouettenbilder der Eltern ansehe, die an der Wand über der Sofalehne hängen. Sie erinnern mich an den Kopf auf dem Thaler, aber ihre Hälse sind nicht so bloß, wie die vom armen König, für den eben gebetet wird, daß Gott ihm beistehen möge gegen die bösen Menschen, die ihn stürzen wollen. Bogatzkis Schatzkästlein, das kleine dicke Buch, aus dem sonst die Morgen- und Abendandacht gelesen wird, liegt zugeklappt auf dem Tische, und ich denke an den bloßen und abgeschnittenen Hals auf dem Thaler und finde, daß einer mit solchem Hals zu bedauern sein muß und daß dies Gebet für den König sehr gerechtfertigt ist. — Dann steigen wir in der Nacht aus einem gelben Postwagen aus, und da giebt es auf dem Posthofe ein Gedränge von Männern mit großen Bärten und Säbeln. Meine Mama sagt: das sind Demokraten. Kaum hat sie mir das ins Ohr gesagt, da treten aus der Gaststube des Posthofes, wo viel Gelärme war, Männer mit roten Gesichtern und Pistolen im Gürtel heraus. „Da sind schon die Kosciniäre“ heißt es, die Sensenmänner, und ich sehe deutlich und lasse es mir nicht ausreden: da ist auch Onkel Wlad mitten unter ihnen, mit seiner hohen, polnischen Mütze, an der die seidenen

Bänder flattern. Wie heute sehe ich im Scheine der alten Postlaterne am gelben Postwagen die rotseidenen Bänder durch die Nacht flattern und ich will zu ihm, werde aber von Mama beiseite in den neuen Postwagen geführt. Warum sollte ich ihn nicht grüßen? Hatte er mir doch solch einen schönen Thaler gegeben! — Das war auf der Fahrt nach Militsch, als alle königstreuen Familien aus Posen vor der Revolution flüchteten, die unsere Stadt und unser Land bedrohte, wie man mir später auf meine neugierigen Fragen erklärte.

In Militsch aber wohnte der uns befreundete Prediger, der meine Eltern getraut hatte. Der war es auch, der das eingeschüchterte, fromme, regierungstreue Häuflein in der polnischen Provinz durch seinen geistlichen Zuspruch von Zeit zu Zeit aufgerichtet hatte und zusammenhielt. Er gehörte zur altlutherischen, kleinen Gemeinde, die damals wegen ihrer separatistischen Stellung zur „unierten Landeskirche" polizeilich aufgehoben werden sollte und deren Pastoren verfolgt wurden. — —

Es ist vier Jahre später, um die Zeit, da wir in der Schule „Russen- und Türkenkrieg" spielten, 1852. Man hatte uns schon vorher auf der preußischen Landkarte in der Geographiestunde die kleine Enclave Neuchâtel in der Schweiz gezeigt, die nun nicht mehr zu Preußen gehören sollte. Schon

das hatte uns Knaben arg gewurmt, denn die anderen Jungen mit den viereckigen Polenmützen hatten uns in der Zwischenpause damit geneckt und uns „dumme Niemiec" geschimpft, elende Deutsche, die sich die Butter vom Brote müssen wegnehmen lassen.

Und wie nun der Türkenkrieg 1852 entbrannte, hatten wir Deutsche und gute Preußen uns als Rußlands Verbündete angesehen und lieferten im Schulhofe in den Pausen Schneeballschlachten gegen die Türken und deren Verbündete, zu denen natürlich die polnischen Jungens gehörten. Überall, auch selbst in meines Großvaters Hause gab es damals zwei Parteien. Mein Großvater war der Rechnungsrat Kaas in Posen, aus Kalisch gebürtig, von polnisch-dänischer Abstammung, aber nun ein guter, deutscher, königstreuer Beamter bei der Steuer, der früher in seiner Jugend zu Napoleon I. Zeiten Dolmetscher gewesen war, als dieser sein Hauptquartier in Posen hatte. Er las, nachdem er eine heitere Jugend hinter sich gehabt, nun als gut preußischer, königstreuer Beamter morgens und abends seine Familienandacht aus Bogatzkis Schatzkästlein und natürlich für Rußland und gegen die Türken. Denn alle, die Bogatzki lasen, waren für die Russen. Ich entsinne mich noch eines Jagdspazierganges, wo Großpapa, der beim Eichwald an der Warthe ein Stück Hasen-

jagd gepachtet hatte und mich mitnahm, in Gesellschaft seines Stiefbruders, des Onkels Wlad, wie das zuweilen vorkam, losstiefelte.

Die beiden achteten zuletzt nicht mehr auf den Jagdhund, den alten Banko, was der aufstöberte oder nicht aufstöberte, und mußten sich in ein ernstes Gespräch verbissen haben. Denn ich hörte Worte wie „fromme Konventikel“ und „Lämmleinbrüderschaften“ und weiß mich zu erinnern, daß die beiden seitdem keine solche gemeinschaftlichen Spaziergänge mehr machten. Ich konnte mir daraus erst einen Vers machen, als mir Großmama erzählte, wie sie in Russisch-Polen noch die Prügelstrafe anwendeten und wie sie seit ihrer Jugend einen Abscheu gegen diese Unmenschen, die Russen, habe und für die armen, unterdrückten Polen sei. — Das gab mir viel zu denken, so daß ich diese Kleinigkeiten heute nach so viel Jahrzehnten noch nicht vergessen habe.

Bald darauf hieß es, Onkel Wlad habe sein schönes, schwarzes Pferd satteln und prächtig aufzäumen lassen und er sei zum Zeitvertreib in den Türkenkrieg nach der Krim gezogen. — Das gefiel mir, was auch die anderen sagen mochten. — Mit meiner Knabenphantasie zeichnete ich ihn auf der Schülerschiefertafel in allen möglichen romantischen Stellungen hoch zu Roß. — Von da ab hielt ich es im Innern mit den Türken und betete im stillen

für Onkel Wlad, daß er als Sieger heimkehren möge, denn er half den Türken gegen die Russen.

Sechstes Kapitel.

Die kleine Kirche und die große.

Am Ende der Bäckerstraße in Posen, die man die Pikarre nennt, steht jetzt ein bescheidenes, aber ganz stilvolles gotisches Kirchlein mit spitzem Turm, der ins Blaue ragt. Früher sah das Kirchlein anders aus: es war ein weißgetünchtes, scheunenartiges Gebäude ohne jede Verzierung, ein schlichter kleiner Betsaal, der aber oft die Menge der Besucher, darunter hohe Beamte und Offiziere, ja selbst Generale, kaum zu fassen vermochte. Das Bethaus mit den dünnen Fachwerkwänden und drei Fenstern an der rechten und linken Längsseite durfte keine Glocken führen, nur eine Orgel war den Altlutheranern bewilligt worden, die zusammenhielten, weil sie als „Separatisten" behandelt wurden.

Für uns Knaben, die wir dort konfirmiert wurden, war es doch etwas Großes, zu sehen, wie es in diesem unscheinbaren Gotteshause von Helmen und Epauletten, von Schärpen und prächtigen Uniformen glitzerte und blitzte, wenn unser Pastor predigte. Da erschien regelmäßig der Oberst von

Sommerfeld, der Generalstäbler von Wechmar, der eine geborene von Koschutzki geheiratet hatte, da strahlte es von allerhand Orden, und der Oberpräsident der Provinz Posen, Herr von Puttkamer, saß dort auf der vierten der groben, gelben Holzbänke gar nicht weit von meinem seligen Papa und sang mit und räusperte sich dann viel und kaute und kaute, wie das so seine Gewohnheit war. Ich mußte den hohen Herrn neben mir immer ansehen. Was er wohl dachte, was er wohl dort wollte? Und wenn in dem kalten, schmucklosen Gotteshause beim Singen der Atem in kleinen Rauchsäulen regelmäßig im Takte der Choralmelodie den offenen Mündern von alt und jung entquoll — auch dem des Oberpräsidenten — dann schweiften meine Knabengedanken weit, weit ab, und ich mußte an den sich kräuselnden Rauch einer kleinen Försterei am Waldrande denken, wo Onkel Wlads Gut lag.

Es lag gleich hinter den Hauländereien, wohin unser Pastor mich einst mitgenommen hatte auf seiner Fahrt, wo er am dritten Feiertage und sonstigen Festtagen den Hauländern seine Predigt zu halten pflegte. Auch dort hielten die wenigen Lutherischen unter den vielen Polnischen eng zusammen dadurch, daß sie sich zu unserm Pastor in der Hauptstadt Posen und zur altlutherischen Breslauer Synode hielten. Polnisch und Katholisch war dort seit jeher

eins, und Deutsch und Protestantisch war für uns damals auch eins.

Dort wieder einmal hinzukommen, wo der sich kräuselnde Rauch am Waldrande von der kleinen idyllischen Försterhütte aufstieg, das war mein sehnlichster Wunsch, seit ich auf der letzten Fahrt mit dem Pastor dem alten Onkel Wlad auf seiner sechsspännigen Britschka begegnete, der mich ohne weiteres gleich mit sich hinüber auf sein schönes Gut nahm, wo es herrlich und in Freuden zuging und wo ich sogar mit ihm in den Forst auf die Jagd reiten durfte. Ich war stolz und selig wie im Himmel gewesen. Solches Glück hatte ich mir nie träumen lassen. Das war ein Leben! Was für eine Pracht in dem alten Trinkzimmer, wo die Reminiscenzen vieler Vorahnen, Waffen und Porträts, hingen, die mir der dicke Gutsnachbar, der so schön zur Guitarre singen konnte, alle zeigte: diese juwelenbesetzten Türkensäbel, diese Reiterpistolen mit Elfenbeineinlagen. Das größte Prachtstück von allen, das mir unter diesem Überfluß von Sammet, Atlas und Juwelen am meisten imponierte, das war seine mandolinenförmige alte Guitarre mit den Ebenholzeinlagen und dem scharlachroten breiten Purpurband. Diese Mandoline hatte bei Tisch ihren Ehrenplatz an seiner Seite auf einem altertümlichen Sammet-Taburett. Die schöne junge Frau mit dem milden

Madonnengesicht ließ mich an der Tafel neben sich sitzen, und wie staunte ich sie erst an, als ich sie im Sattel auf ihrem schönen Rappen sah, demselben, den ich früher wegen seines warmen Sammetfelles als kleiner Junge bewundert hatte. Und neben ihr auf einem Pony mein kleines Cousinchen, ihre Tochter, etwas jünger als ich, dunkeläugig, ein reizender kleiner, drolliger Backfisch. Und wie die kleine Marie singen konnte! Nur so blaß war sie oft! Ich war damals erst vierzehn Jahre, wie ich die kleine Elfe zum ersten Mal erblickte. Auf dem Jagdschloß, das auf einer bewaldeten Insel mitten in dem von waldigen Abhängen umgebenen See gelegen war, hatten viele Herren, darunter auch der mir bekannte „Landschafts-Direktor“ mit Onkel Wlad gezecht und gelärmt, und ich hatte gehört, wie sie — ob im Spaß oder im Ernst, ich weiß es nicht — ihn den zukünftigen „König von Polen“ genannt hatten, indem sie ihn hochleben ließen. Und er hatte gerufen: „Polen hoch, den Schwarzen zum Trotz!“ und die Becher hatten weithin durch den schönen Wald geklungen, als ich mich auf der kleinen alten Fähre am Seil von der Insel zum Seeufer hinübergezogen hatte und immer tiefer in den Wald hineingeraten war. Denn ich verfolgte ein ganz junges, kleines Rehzicklein nach seinem im Dickicht verborgenen Nest, wohin es sich vor mir flüchtete.

Dabei hatte ich mich im dunkelnden Walde verirrt und kam an eine düstere Stelle, wo der Boden ganz schwarz und moderig war, und zu dem ganz aus der Ferne zu mir herübertönenden Lieder- und Becherklang hörte ich immer das Gedicht, das wir in der Schule zum Montag auswendig wissen sollten.

„Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder;
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.“

Dort vor mir im tiefen Grunde am sumpfigen Seeufer, wo zwischen dem Schilf ein paar Wasserrosen schlummern und wo es unergründlich tief sein soll, dort sah ich, während mein schuldbewußtes Schülergedächtnis fort und fort die Strophen wiederholte, die ich nicht weiter wußte, den Gotenhelden Alarich auf seinem Pferde in voller Rüstung in die Wogen gesenkt, dort, wo die schauerliche Stelle im Walde war, von der mittags bei Tisch die Rede gewesen war, und von der es hieß, wer sich abends oder nachts dort verirrte, der finde nimmer wieder heraus und verschwinde spurlos. Mir wurde immer bänger, denn bei der einbrechenden Dunkelheit konnte ich mich nun, wo drüben der Becherschall verstummte, gar nicht mehr zurechtfinden; ich fürchtete mich, nach dem sumpfigen Seeufer zu tappen, schon sank der Fuß in tiefen Morast — da kam es wie eine Lichterscheinung durch die Bäume gehuscht: auf ihrem

hellen Pony im weißen Kleid kam Marie, die kleine Elfe, nach mir suchend, durch den Wald geritten und rief mich an, und mir war so wohl ums Herz, als wär' mir ein Engel erschienen, und sie freute sich, daß sie mich gefunden hatte, dann gab sie mit der Gerte dem Pferde einen Schlag und sprengte mir voran der Höhe zu, wohin ich ihr leichten, frohen Herzens im eilenden Laufe folgte, nach einem hohen, luftigen, freien Platz, wo man noch den letzten Streifen Abendrot vom Horizonte durch die vereinzelten alten Kiefern und Steineichen hindurchschimmern sah. Jenseits des Sees stieg von der am Waldrande liegenden Försterei der Rauch aus dem Schornstein. „Das hier ist unser ‚Dom',“ sagte sie, „es heißt so, weil Papa sich hier im Freien unter Gottes Himmel hat trauen lassen. Ist das nicht ein guter Einfall?“ lachte sie. Wie sie sich so im Sattel nach mir umdrehte, kam sie mir vor wie eine Prinzessin in einem Märchen, und ich hätte sie umarmen und nimmer loslassen mögen!

Seitdem war mir eine neue Welt aufgegangen. Wo ich ging und stand, mußte ich in unserem eintönigen Schulleben an diese elfenartige Lichterscheinung denken. Ich konnte sie und ihre sanfte Mutter nicht mehr vergessen.

Abends ging es dann ins große Musikzimmer des alten Schlosses, wo bei der Bowle die alten,

polnischen Lieder und auch gute deutsche Lieder zur Guitarrenbegleitung wie zur Klavierbegleitung gesungen wurden. Der Onkel war nämlich einer von den wenigen Polen, welche auch deutsch sprechen. Namentlich soll er das mit Vorliebe seit 48 thun, wo er mit der katholischen Geistlichkeit zerfiel und seine Sache gegen sie und trotz ihrer durchzuführen suchte, wie man munkeln hörte.

Wenn der riesenhafte Gutsnachbar, die Guitarre in der Hand, seine Zigeunerlieder sang, die bald in Tänze übergingen, dann gemahnten die Melodien an die Lieder der Flößer auf der Warthe, die mir von den ersten Spaziergängen aus frühster Kindheit an schon erinnerlich waren, die oft lustig albernen, oft schwermütigen Weisen zum Klang der Fiedel, wenn der Rauch des einfachen Abendbrots, der Zur-Suppe und der Kartoffeln dort auf dem Wasser von den Flößen zum gelbroten Abendhimmel aufstieg. Und zu Haus mußte ich dann auf Schritt und Tritt an alles das denken, wie weit mir dort die Welt aufgegangen war, und wie eng sie hier in meiner Umgebung war.

Siebentes Kapitel.

Ein Mann.

Meine kleine, gemütliche Dachstube, die ich als Gymnasiast bewohne, hat einen neuen Schmuck bekommen, den ich mir schon lange im stillen gewünscht: ein Paar Rappiere und eine Pistole, ein Geschenk des Onkel Wlad nach meiner Konfirmation.

Mein Studentenstübchen mit Rappieren und Pistole! Sachen, die so wenig in unser altes Schulhaus hineinpaßten, wo man sonst nur von Schulrat Wieseschen Regulativen, von Bogatzki, Paul Gerhard und Franke, aber nichts von Rappier- und Sporenklang vernommen hatte, wo man viel von der christlichen Nachgiebigkeit und der zum Empfange des zweiten Backenstreiches entgegengehaltenen christlichen linken Wange, aber nie etwas von altem Reckentum, von Vergeltung, Kampf und Duell reden hörte! — —

Vielleicht waren es gerade diese Gegensätze, die mich von der Theologie, für die ich bestimmt war, abwendig machten und mich in meiner stillen Verehrung für das robuste Vollmenschentum, wie ich es in Onkel Wlad und in seinem Kreise kennen gelernt, bestärkten. Seit Jahr und Tag wollte man in unserem Hause eigentlich so nichts Rechtes mehr vom guten Onkel Wlad wissen und hören. Er kam wenig nach der Hauptstadt Posen. Nach dem seltsamen

Geburtstagsgeschenk, das er mir geschickt, war nun gar die Rede von einer demnächst bevorstehenden Revolution, wo alles drunter und drüber gehen sollte. Da sollte man sich womöglich wie ein Lämmlein abschlachten lassen. Ich war doppelt stolz auf meine Waffen im Hause und auf den Geber, zu dem ich wie zu einem Halbgott aufsah. Er war in meinen Gymnasiastenaugen ein ganzer Mann. Hatte er doch Kriege mitgemacht, wo es nur welche gab! Für ihn war der Planet eigentlich etwas zu klein, um sich auszuleben. Wäre es möglich gewesen, so hätte er nicht nur in Europa, sondern zugleich auf beiden Hemisphären unseres kleinen Weltkörpers seine Manneskräfte erprobt.

Über ihn gingen die abenteuerlichsten Gerüchte um: Er hatte früher eine reiche Gräfin, eine bildhübsche Polin geheiratet, so hieß es, die es mit ihren Glutaugen allen anzuthun gewußt hatte, sogar dem Könige, der mit ihr auf jenem großen Landschaftsball getanzt und seitdem sehr polenfreundlich gewesen war und von keinen brüsken Maßnahmen gegen das Polentum etwas wissen wollte. Diese Frau spielte eine große Rolle bei den gesellschaftlichen Zusammenkünften des hohen Adels und der Geistlichkeit im erzbischöflichen Palast, und bald wurde dem Onkel Wlad klar, daß sie ihre Schönheit zu politischen Ränken benutzte, und — sie selbst machte weiter kein Hehl

daraus, daß sie ihm nicht mehr treu war. Sie lebte „modern“, wie sie es nannte, nach Pariser Stil und Anschauungen, und ihr Gemahl gab sie mit Recht verloren und ließ sich ein einfaches, aber schönes Schäfermädchen in einem Warschauer Institut erziehen, um sie zu seiner Frau zu machen — an Stelle der ungetreuen Gräfin. Die Gräfin, die am Hofe des Erzbischofs von Przyluski allen die Köpfe verdrehte, wußte indes durch ihren Einfluß die Scheidung zu hintertreiben. Da sei denn Onkel Wlad, als nichts half, in seiner bekannten, offenen, ungestümen Weise stürmisch persönlich dazwischengefahren. So etwas konnte nur er fertig bringen. Er meinte es ehrlich mit seinem polnischen Patriotismus, überzeugte sich aber, daß durch die Umtriebe der Geistlichkeit so wie in seiner privaten Sache, auch im großen alles vereitelt wurde, was der römischen Kurie nicht genehm war. Von da ab wendete er sich gegen die Geistlichkeit und hoffte auch ohne sie, ja, wenn es sein mußte, trotz ihrer seine und des polnischen Vaterlandes Sache ins reine zu bringen. Wie er das anstellte, das war ein offenes Geheimnis und war in aller Leute Munde. Sein Bruch mit der Geistlichkeit geschah im Jahre 1848.

Es war um die Zeit, als der in Posen kommandierende preußische General von Willisen — ein großer Polenfreund, der am erzbischöflichen Hof aus und

ein ging — durch seine Nachgiebigkeit und Zugeständnisse an die Polen bei allen Deutschen das größte Mißtrauen erregt hatte. Sein Maß war voll, und er mußte sehen, wie er sich vor dem Volksunwillen der Deutschen in Posen flüchtete. Es gab Straßenkrawalle seinetwegen. Das Volk forderte von der Kommandantur, daß er sich zeige und Rechenschaft über sein hochverräterisches Thun ablege. Auf Hintertreppen gelang es ihm, der wütenden Volksmasse zu entrinnen. Erst dem energischen Auftreten eines Generals Steinäcker gelang es, den Umtrieben am erzbischöflichen Hofe ein Ende zu machen, in die Willisen verstrickt war, gefangen in den Netzen der schönen, untreuen Gemahlin des Onkel Wlad.

Es war an einem jener großen Festabende im erzbischöflichen Palast, wo der Sekt wieder in Strömen floß, und wo hinter den Coulissen die Fäden gesponnen wurden, die Posen mit dem Nationalkomitee in Warschau und mit der geheimen jesuitischen Leitung des Ganzen in Rom verbanden. Dort hatte die schönste aller Polinnen die höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträger, ihre Anbeter und Verehrer um sich geschart. Von dort aus wurden die Maßnahmen zu weiteren Umtrieben und Hetzereien geplant. Dort thronte sie wie eine Königin, und zu ihren Füßen, ihrer Winke gewärtig, waren die preußischen höchsten Beamten zu finden. Das wußte Wladimir von

Rusczinski. Dorthin führte er den Mann, der der einzige war, durch den er zu seinem Rechte gelangen konnte, General Steinäcker.

Es war Mitternacht, als ein verspäteter Wagen in den Hof des Palais gefahren kam. Jenes Palais liegt so, daß man von dort aus das Kernwerk, das Festungsfort Viniary übersehen kann. Mit dem zum Feste offiziell geladenen General stieg Wladimir von Rusczinski, der nicht geladen war, aus der Kutsche. In einer zweiten Kutsche folgten einige Untergebene, die sofort wichtige Schränke voll Briefschaften auf Wink des Onkel Wlad im Erdgeschoß beschlagnahmten und versiegelten, während Steinäcker den Gesellschaftssaal betrat. Ihm folgte Onkel Wlad, der heute oder nie die Maske den Rädelsführern Roms vom Gesichte reißen wollte. Er wollte ein freies, polnisches Starostentum, und womöglich ein (auch von Rom) freies Polen. Er wollte, wie seit jeher die Saporoger Kosaken, Berücksichtigung dieses freien, urkräftigen, ungebändigten Mannestums im Herzen des macchiavellistisch regierten Europas. Sowie er dahinter kam, daß er und seine gutmütigen Kumpane, die alten Edelmänner Polens, nur Puppen am Schnürchen des mächtigen Jesuitismus seien, war er entschlossen, sich lieber mit dem ehrlichen Preußentum auszusöhnen, als noch länger die Rolle einer lächerlichen Marionettenpuppe in der Hand Roms zu spielen.

Kaum hatte Steinäcker und dann Wlad den Saal betreten, als auf ein von der Dominsel aus gegebenes Feuerzeichen vom Fort Winiary, dem „Kernwerk“, ein Kanonenschlag herübertönte.

Von der ängstlich und verwirrt aufschauenden Gesellschaft bestürmt, antwortete der General mit verbindlichem Lächeln, er habe sich zur Verherrlichung dieses Festes diese kleine Überraschung erlaubt: man möge auf den Balkon treten, dann werde man sich überzeugen, daß nicht nur der Schall, sondern auch die Kugeln des Kernwerks bis hierher nach der Dominsel, dem Mittelpunkt der polnischen Agitation, hinüberreichten. Auf das vom Hofe aus gegebene Fanalzeichen erfolgte der zweite Schuß, der in die Warte drüben einschlug, und endlich der dritte, eine Leuchtbombe, die über die Köpfe der Erschreckten in leuchtendem Bogen hinwegfuhr und hinter dem Palast in die Erde schlug.

Das sei wohl genügend für die Herrschaften, erläuterte General Steinäcker, um sich seinen nunmehrigen Anordnungen zu fügen und sich einer polizeilichen Haussuchung nach gewissen Schriftstücken warschauer und römischen Ursprungs zu unterwerfen, denn die ganze Altstadt nebst Dominsel könnten außerdem, bei dem geringsten Widerstandsversuche, von der großen Schleuse aus unter Wasser gesetzt werden, und

zwar in kürzerer Zeit, als man die Wohnungen zu räumen imstande sei.

Dies hatte zur Folge, daß man, wie angedonnert, alles über sich ergehen ließ. Steinäcker hatte erreicht, daß seinen weiteren Schritten zur Aufklärung der Lage nichts weiter in den Weg gelegt wurde. Onkel Wlad aber schleuderte darauf dem Erzbischof und seiner früheren Frau Worte der vollsten Verachtung entgegen: sie dürften, nachdem sie so entlarvt seien, sich nicht wundern, wenn ein polnischer Edelmann wie er, der vor dem Erzbischof nicht zu seinem Recht gekommen wäre, offen vor allem Volk sich über sein Scheidungsveto hinwegsetzte, und schon am nächsten Tage war er mit der aus der Warschauer Pension zurückgekehrten Schäferin in seiner offenen Britschka nach seinem Gut zu einer Kiefernanhöhe hinausgefahren und hatte, da sein Gutskaplan sich ihm zu folgen weigerte, den ersten besten „Clarrek", dessen sie auf der Straße gerade habhaft wurden, mitgeschleppt. Der mußte unter vorgehaltener Pistole ihn unter Gottes freiem Himmel, indem er die Sonne als Trauzeugin anrief, mit dem Mädchen trauen, das er sich nach seinem Geschmack aus dem Dorfe ausgesucht, das er wie sein eigen Kind auferzogen hatte, und die ihm zeitlebens die sanfteste, liebenswürdigste und dankbarste Frau war. Aus Liebe und Dankbarkeit zu ihm wußte sie sich mit den Kindern

der ersten Frau, Joseph und Anna, aufs beste zu stellen. Anna, eine verschlossene Natur, hielt es mehr mit ihrem Bruder Joseph als mit den anderen, und Joseph war ein Wildfang, dem Vater ähnelnd in seiner Vorliebe für Jagd, Gastereien und Gelage, der von einem Gut zum andern jagte, um — wie er sagte — seine Verbindungen mit Nachbarschaft und Gevatterschaft nicht einschlafen zu lassen.

Der Vater selbst war indessen nach dieser zweiten Verheiratung solider und ruhiger geworden, was wohl dem sorgsamen Walten seiner Frau und auch der ruhigen, verschlossenen Tochter Anna zuzuschreiben war, die, wenn sie sich auch zu ihrer neuen, jungen Mama nicht sonderlich hingezogen fühlte, sorgsam jeden Schein einer Uneinigkeit vermied. Am ruhigsten aber machte den früher so ungestümen Recken wohl ein allerliebstes Töchterchen, das ihm seine junge Frau schenkte; diese kleine Marie — das hatte der Hartgeprüfte sich vorgenommen — sollte unbeeinflußt von jener Macht der Lüge aufwachsen, die sein Leben verbittert hatte; sie sollte protestantisch erzogen werden, was auch der im Hause verkehrende katholische Kaplan dazu sagte. Sie war sein Kleinod, sie hütete er wie seinen Augapfel, und ihr war das von seinem Vermögen zugedacht, wonach sonst recht gern die Kirche ihre Hand ausgestreckt hätte. Seit den Er=

lebnissen vom Jahre 48 hatte er eben für Rom nichts mehr übrig.

Onkel Wlads Töchterchen Marie war nun zusammen mit der Pistole und den Rappieren in unser Haus gekommen. Die kleine Halbwilde sollte bei meinen Eltern in dem frommen, altlutherischen Schulhause vor der Konfirmationszeit in Pension kommen, um da zusammen mit mehreren anderen Gutsbesitzerstöchtern bei der Gelegenheit der letzten Schulausbildung das mit auf den Lebensweg zu bekommen, was die Welt für notwendig hält, um sich mit dem gesellschaftlichen Firnis zu überziehen, der nun einmal als erste Brauchbarkeitsbedingung in unsere verkehrte Weltordnung gehört.

Zugleich mit ihren Koffern, mit ihrem eleganten Flügel, ihrer Geige und ihrem Cello — denn sie hatte eine zigeunerartige Gabe für all diese Musikinstrumente — traf eine Kiste für mich mit besagtem Schmuck für meine Studierstube ein, weil ich einmal, als ich gelegentlich einer Ferienreise den Onkel als Untersekundaner besucht, ihm mein Herz ausgeschüttet hatte, wie ungern ich Theologie studieren wollte.

Die Gesichter wurden freilich recht lang als diese unchristlichen Sachen bei mir eintrafen, denn wie paßten die in unser frommes Haus? Man wunderte sich, wie der Onkel dazu komme, nachdem man ihn jahrelang so links liegen gelassen hatte.

Denn nicht jedesmal, wo ich zum Onkel ging, wußten es die Meinen. Das eine Mal war es auf der Rückkehr von einer Fußtour ins Riesengebirge mit einem Landaufenthalt bei einem meiner Mitschüler verknüpft gewesen, daß ich auf ein paar Tage zu Onkel Wlad ging, das andere Mal machten wir Gymnasiasten eine Wanderung an der Warthe entlang so weit wir kamen, kurz, es hatte sich immer dann und wann in den letzten Jahren eine Gelegenheit gefunden, einen Abstecher nach Krakojewo zu machen, und ich war jedesmal bestärkt in meinem Beschluß, den der Onkel durch sein Beispiel in mir gereift hatte, zurückgekehrt, und der Beschluß war: Sich ausleben, nur nicht in verba magistri schwören und Halbmensch, Nachbeter sein, sondern selbst denken und fühlen, Vollmensch werden, der sich seine Welt selbst schafft und seine geistige Atmosphäre selbst erobert.

Seit ich den Onkel von dieser Seite kennen gelernt hatte, liebte und verehrte ich ihn; für mich war solch ein Vollmenschentum Vorbild fürs Leben, zumal er sich mehr von seiner früheren wilden Lebensweise und seinen politischen und nationalen Gelagen in die stille Häuslichkeit zurückgezogen hatte, die durch seine sanfte Marianne ihm zum Himmel umgeschaffen worden war, was seine Tochter Anna allein mit ihrem stillen, düsteren, verschlossenen Wesen nicht vermocht hatte. Was auch im Hause meiner Groß-

eltern und Eltern über ihn gesprochen wurde, daß mit ihm nicht mehr umzugehen sei, seitdem er solche Streiche, wie am Ende der achtundvierziger Revolution gemacht habe — es konnte mich ihm nun einmal nichts mehr abspenstig machen, denn, er war es, der mich aus einem Knaben zum jungen Mann gemacht hatte, der mich zum ersten selbständigen Denken über mich und meine Umgebung gebracht hatte.

Und dann fesselte mich noch eins an den Onkel nach dem kleinen Waldabenteuer: — die knabenhafte Verschossenheit des Tertianers in seine kleine Marie hatte sich zu einer richtigen Primanerverliebtheit weiter entwickelt.

Daß er sie protestantisch erziehen und konfirmieren ließ, that er dem Klerus seiner Umgebung zum Trotz, welcher nach jenem Gewaltstreich gegen Kirche und Geistlichkeit, nach jener Trauung unter freiem Himmel mit vorgehaltener Pistole ihn sozusagen als exkommuniziert betrachtete. Er hatte Kirchenbuße thun sollen, hatte das verweigert und kehrte sich, wie er sagte, den Teufel was daran. „Und sollt' ich auch dafür einst in der Hölle wimmern, so hat sich doch, so hat sich doch kein Mensch darum zu kümmern." Das war der Schlußvers, wenn er darüber sprach.

Es nutzte nicht viel, daß ich aufrichtig meinen Eltern meine Gesinnungen über die Welt, die Dinge und den Onkel und die Theologie auseinandersetzte.

Das überbrückte die Entfremdung nicht, die sich zwischen unserer beiderseitigen Denkweise eingestellt hatte.

So saß ich denn öfter als früher an meinem Schreibtisch vor den Rappieren und der Pistole und betrachtete die kleine Photographie Mariens davor, die ich — selbstverständlich, wie es sich in dem Alter gebührte, andichtete, namentlich wenn ich mit ihr vierhändig oder Schach gespielt hatte oder wenn ich ihr, vom einsamen Spaziergange oder von der Militär-schwimmanstalt zurückkehrend, ein paar Feldblumen mitgebracht hatte.

Achtes Kapitel.

Eine Trennung.

Oben, in dem großen dreifenstrigen Musiksaal, wo die Gesangstunden in meines Vaters höherer Töchterschule abgehalten wurden, übte ich außerhalb der Schulstunden öfters Klavier, wenn unten in der Wohnung unser Klavier von den Pensionärinnen gerade benutzt wurde.

Zum sonntäglichen „Trio-Kränzchen“ wurde mit der kleinen Marie von Krakojewo vierhändig die Beethovensche C-moll-Sinfonie, die sogenannte „Schicksals-Sinfonie“ (mit dem gespenstischen „Anklopfen des Verhängnisses“) an einem warmen Sommer-Nachmittage gerade eingeübt.

Die Gelegenheit, mit dem lieben Wesen, das ich in der Stille anbetete, allein zusammen zu sein, hatte sich mir lange nicht so günstig geboten. Wie sie da in ihrem schwarzen Kleide — ihr Stiefbruder Joseph war kürzlich im Insurgentenkriege gefallen — so neben mir saß und die Hände sich bei den Übergriffen des Andantes oft berührten, da wurde es mir erst recht bewußt, wie — verliebt ich war! Mit welchem innigen Verständnis sie die tiefernsten Melodien zu betonen wußte!

Es war die erste, thörichte, himmelhochjauchzende und oft zum Tode betrübte Schülerliebe meinerseits, von der sie keine Ahnung haben durfte, denn — ich wußte es — sie war für mich unerreichbar, und doch las ich in ihren schönen Augen, fühlte ich an ihrem Zusammenspiel, daß sie — mitfühlte: Wir hatten, seit sie zu uns in Pension gekommen, bei der Erinnerung an die knabenhafte Scene der Verirrung im Walde uns gegenseitig eingestanden, daß wir uns — gern hatten, sehr gern hatten. „Aber daß wir ineinander verschossen seien," sagte sie damals, „das haben die andern kein Recht zu behaupten." Sie hatte gerade eine Sendung Äpfel von Hause bekommen und biß kräftig in einen rotbäckigen Apfel hinein, während sie mir mit der anderen Hand einen anbot. Wie ich aus knabenhafter Blödigkeit zögerte, ihn anzunehmen, hatte sie lachend gesagt:

„Na, dann nicht, lieber Mann,“ und war, ihre Notenmappe nehmend, zum Klavier gegangen mit den Worten: „So lasset uns üben.“ Und daran schloß sich dann bald unser erstes Vierhändigspielen. Hierbei und bei Gelegenheit so mancher Schachpartie im schattigen, grünen Wohnzimmer bei herabgelassenen Jalousien hatte sie mir viel über ihre Eltern erzählt, die sie zärtlich liebte, und dabei hatte sie das bestätigt, was man so gerüchtweise darüber gehört hatte. Sie sah in ihrem Vater, den sie wie einen Heiligen verehrte, den einzigen Helden, den es auf der Welt gab und den Märtyrer für seine eigentümliche Sache. Sie zitterte für sein Schicksal, sie wußte, daß er Feinde hatte und daß sein Trotz gegen seine katholische Umgebung, namentlich die protestantische Erziehung, die er ihr gab, ihm eine schwere Stellung schuf, so schwer, daß sie ihn für den Märtyrer dieses seines Trotzes ansah und für ihn bangte. Bei ihrer ursprünglichen etwas aufgeregten Veranlagung hatte sich eine Art Nervosität bei ihr herausgebildet. Sie war sehr schreckhaft und mußte vor allem Plötzlichen, Überraschenden in acht genommen werden. Sie konnte dabei furchtbar zusammenfahren, und ihr erregtes Nervensystem gab ihr dann lebhafte Träume, in denen sie zu schlafwandeln begann, und es dauerte oft Tage, bis sie nach solchen kleinen Schrecknissen wieder ganz zur Ruhe kam.

Als wir den leeren, bei jedem Tritt dröhnenden Musiksaal im oberen Stock betraten, stand das mittlere Bogenfenster der Kühle wegen offen.

Der erste und zweite Satz der Sinfonie war beendet. Wiewohl es zu dunkeln begann, wollten wir die Sinfonie beenden und den dritten und vierten Satz noch durchüben. Wir kamen zu dem dritten Satz mit dem großen, überirdischen, gespensterhaften Zug, der wie ein Hereindämmern des Kosmischen in unsere kleine Planetenwelt, auf den Zusammenhang unseres Würmerdaseins mit der Weltseele zu deuten scheint. Wir kamen an die Stelle, wo die Musik nach allem Tand der Alltäglichkeit auf einmal so unheimlich eintönig wird und auf etwas großes, geheimnisvolles Kommendes hinweist.

Wie eine Ironie über alles Irdische, so kam mir dies große Allegro immer vor.

Der Vollmond, der drüben über dem Sims des langen Landschaftsgebäudes aufgegangen war, glänzte grell und glitzernd auf der Glasscheibe des offenen, sich leise im lauen Luftzuge hin und her bewegenden Fensterflügels.

Da auf einmal huschte es weiß, gespensterhaft über die dunkle Schultafel, die uns gegenüber hinter dem Flügel an der gegenüberliegenden Wand aufgestellt war. Wir waren gerade bis an jene unheimliche Stelle gekommen, wo mit schwerem Schritte

etwas heranzunahen scheint, was sich nachher als verklärte, sieghafte Himmelsherrlichkeit im C-dur-Finale auflöst. Der Luftzug mußte den Fensterflügel wohl aufgestoßen haben. Wir hörten plötzlich einen grellen, klirrenden Schlag und ein weißes Gespenst, der Wiederglanz des Mondscheins, flog durch den Saal.

Erschreckt stockten wir im Spiel. Sie fuhr auf, um gleich darauf auf den Stuhl zurückzusinken. Um sie nicht hinuntergleiten zu lassen, lehnte ich ihren Kopf an mich und beruhigte sie über die Ursache des Schreckens — den Fensterflügel mit dem Mondlicht. Sie kam wieder zu sich, richtete sich aus ihrer anlehnenden Haltung auf, lehnte sich über die Klaviatur an das Notenpult vor sich und sagte: „Es naht, das Schreckliche, ich weiß es.“

„Welches Schreckliche, Marie? Nichts als eine Fensterscheibe,“ tröstete ich, indem ich ihre Hand ergriff. Sie ließ sie in der meinen.

„Ach, ich muß gehen, ich muß fort, damit die anderen leben können, ich weiß es.“

„Wieso? Warum?“

„Ach, sie gönnen uns dort in Krakojewo das Leben nicht. Sie wollen meinem guten Papa alle nicht wohl. Sie umlauern uns. Sie können ihn und Mama und mich nicht leiden!“

„Wer denn?“

„Die — Schwarzen! Ich weiß es, wir sind

ihnen im Wege. Ein Opfer, und alles ist gut. Die Schwarzen sind zu mächtig. Sie lassen nicht ab, wo sie einmal angefangen haben. Ach, Sie wissen es ja nicht, wie es zusammenhängt, aber wenn Vater leben soll, muß ich — fort aus der Welt.“

„O, reden Sie nicht so, meine süße Marie. Sie bilden sich Schreckliches ein. Kommen Sie zu sich.“ Sie zog ihre kleine Hand nicht weg, als ich die Fingerspitzen mit Küssen bedeckte. Ihr Gesicht hatte sie auf ihren Arm gelegt, mit dem sie sich vorn ans Notenpult stützte.

Schluchzend, mit abgewandtem Gesicht stotterte sie: „Es ist doch so. Papa kann erst wieder aufatmen, wenn ich, der Stein des Anstoßes, ich, die Protestantin, die Erbin, wenn ich — nicht mehr bin.“

„Marie!“ sagte ich vorwurfsvoll.

„Ja, Ernst, das habe ich noch zu keinem Menschen gesagt, aber wir kennen uns doch von damals her, weißt Du noch, von der schlimmen Stelle im Walde und vom Dom unter freiem Himmel, wir sind uns doch etwas gut seitdem — und Du versprichst mir, Du sagst dies auch niemand in der Welt!“ Sie sah so totenblaß aus in ihrem schwarzen Trauerkleide, daß mir war, als wenn eine Sterbende von mir Abschied nähme.

Ich drückte zitternd die kleinen Fingerspitzen und beteuerte ihr, für das „Du“ dankend, das wir

uns im Herzen doch schon längst gönnten, meine Verschwiegenheit und Treue. Da trafen sich unsere Lippen. Die ihren waren kalt, dann wurden sie so warm und ihre Thränen flossen über mein Gesicht. Sie weinte sich bei mir aus und wurde ganz ruhig und wiederholte mir, daß ihr guter Vater gerettet werden müsse, und daß sie zu dem Opfer bereit sei, daß sie aus dem Leben scheiden wolle und müsse.

„Ich weiß, die Geistlichen sind dahinter her,“ sagte sie gefaßt, „daß ich katholisch werden soll. Ich kenne aber meinen Vater in diesem Punkte. Der ewige Streit hört nur damit auf, daß ich vom Leben scheide. Dann ist alles gut, dann ist kein Erbschaftsstreit mehr und Anna beruhigt sich wegen des Testaments, denn ihr zuliebe hat ja meine gute Mama ihr schon die ersten Rechte, wie sie vor der zweiten Verheiratung für sie lagen, zugestanden.“

„O Marie, bitte, rede Dich nicht so hinein in dieses schreckliche Labyrinth von Vermutungen. Es ist ja alles Täuschung und Schwarzseherei!“

„Ach, Ernst, wenn ich Dich nicht so gern hätte, könnte ich ja den Schritt, den ich vorhabe, leichter thun — aber —“

Sie wollte mir schluchzend um den Hals fallen, da trat durch die offene Klassenzimmerthür das Dienstmädchen mit einer Depesche von Krakojewo ein: „Mama ist schwer erkrankt. Komme morgen.“

„Da ist es, das Schreckliche. Etwas sollte wohl kommen," sagte sie, wie sie, nach mir sich noch einmal umwendend, mir die Hand wie zum Abschied reichte, um dann auf ihr Zimmer zu eilen und alles für die Abreise zu ordnen.

Ich sah das schwarze Kleid in der Saalthür verschwinden. Mir krampfte sich das Herz zusammen.

Mit unerbittlicher Unnachsichtigkeit hinderte man von da ab jeden weiteren Verkehr zwischen mir und den Krakojewoern, denn man hatte in der letzten Zeit schon zu viel geargwöhnt, daß ich über meinen Schwärmereien die Schulpflichten und das bevorstehende Examen vernachlässigte.

Neuntes Kapitel.

Pater Kozmian.

An der Straßenecke, wo sich der Schülerschwarm des deutschen und des polnischen Gymnasiums nach Schluß der Schulstunden trifft, am Platz vor der Petrikirche, wo strahlenförmig die Straßen von Altstadt und Neustadt zusammentreffen, haben sich zwei große Schlachtreihen von älteren und jüngeren Gymnasiasten gebildet.

Es ist Winter. Harte, eckige Eisstücke liegen am Straßenrande, und aus einer erst ziemlich un-

schuldigen Schneeballschlacht der Quartaner und Tertianer hat sich ein gefährliches Werfen mit Eisstücken entwickelt, woran die ihren jüngeren Brüdern zu Hilfe eilenden Primaner und Sekundaner teilnehmen, die von den Lehrern, die die Kämpfenden auseinanderbringen wollen, nur schwer zurückgehalten werden können, denn auch den Lehrern fliegen Eisstücke an die mit Wissenschaft belasteten Häupter, so daß an Zuhilfenahme der Polizei gedacht werden muß.

Diese Schülerkämpfe waren dort nach und nach entstanden aus den kirchlichen Prozessionen und Schaugeprägen; von sämtlichem Straßenpublikum, Protestanten, Juden, von Deutschen ebenso wie von den Polen, wurde die schuldige Reverenz vor den mit Goldflittern behängten Bildern, Hutabnehmen und Kniefall, stürmisch verlangt, wenn nicht mit Steinwürfen die Hüte von den Köpfen heruntergefegt werden sollten.

Dadurch waren jene Reibereien an der Tagesordnung, die später infolgedessen auch ohne Prozession fast bei jedem Nachmittagsschulschluß zwischen deutschem und katholischem Gymnasium neu entbrannten.

Katholisch und polnisch war dort eins, und für uns Schüler war damals diese Frage, die noch heute die Staatsmänner aufs ernsteste beschäftigt, längst entschieden: wir warfen Ultramontanismus und

Polenhetzereien in denselben Topf: das polnische Marien-Gymnasium hieß für uns das katholische Gymnasium.

Der Streit nahm mit den Jahren immer schlimmere Ausdehnung an und steigerte sich zu blutigen Kämpfen zur Zeit, als der Pater Kozmian mit seinem Personal auf der Walstatt zu erscheinen pflegte.

Eine würdevolle Erscheinung mit schönem, klugem Kopf, kraushaarig, dunkel, mit regelmäßigen, römischen Gesichtszügen, gewinnend und schlau zugleich aus den schwarzen Augen blickend, war Pater Kozmian, der geistige Leiter der ganzen damaligen polnischen Bewegung in der Hauptstadt Posen, dem namentlich die polnischen Damen aufs äußerste ergeben waren. Sie thaten für ihn alles und brachten ihm jedes Opfer. Er unterrichtete privat nicht nur die Zöglinge der oberen Klassen des Marien-Gymnasiums, sondern gab auch Stunden bei den Sacré-Coeurs, dem Dameninstitut am oberen Ende der ganz polnischen Sankt Martinsstraße; da, wo die Mühlenstraße einmündet, hatten die heiligen Schwestern „vom Herzen Jesu" damals ihr Erziehungs- und Klostergebäude, ehe sie den schönen Platz erwarben, den sie jetzt auf der Wilda vor dem Wildathor inne haben.

Pater Kozmian, derselbe, der ein geistreiches

Buch über polnische Politik der Welt hinterlassen hat, war, wie jedermann wußte, Jesuit und leitete die Fäden, die von Rom und von Warschau aus dort in Posen bei ihm zusammentrafen. Er war einer von jenen Schlauen, die über allen großen und hohen Plänen den Blick fürs Kleinste, Alltäglichste nicht verlieren, die, mit der einen Hand am großen Schachbrett der Politik beschäftigt, mit der anderen Hand Winke geben und streicheln und Falten glätten, wie es der Tag und die Gelegenheit gerade erfordern.

Wo vor dem Platz der Petrikirche mit den beiden abgestumpften Türmen die große Freitreppe des polnischen „Hotel de Vienne“ mündet, pflegte er mit seinen polnischen Primanern und Sekundanern auf den Kampfplatz herauszutreten — natürlich, um zu schlichten. Er suchte sich mit seiner Schar nach der anderen Seite hinüber zu den Mariengymnasiasten den Weg zu bahnen. Da hieß es denn: „Hie Welf, hie Waiblingen!“ Steine flogen dem frommen Pater so manches Mal um den Kopf, und erst durch die Einmengung der Schutzmannschaft mußte dem Kampf ein Ende gemacht werden, dem dann so manche Karzerstrafen auf beiden Seiten als Nachspiele folgten.

Der Hauptingrimm kam daher: Jeder wußte, die Polen hatten hier außer dem weit ausgedehnten Hotel de Vienne und den meisten Häusern von Sankt

Martin und der Bergstraße alle Eckgebäude inne und sie rühmten sich frech und offen, daß sie bis hinauf zu den Sacré-Coeurs alles in eine Festung verwandeln könnten, um uns verdammte Deutsche, Niemiec, einfach hier herauszuwerfen, die wir doch hier nichts verloren und zu suchen hätten. Wir wußten auch, daß geheime Verbindungen zwischen den Leitern des reich dotierten Sacré-Coeur-Stifts und dem römischen Sendling, Pater Kozmian, bestanden. Denn die bekannten Britschken der polnischen Gutsbesitzerinnen brachten fortwährend Bestellungen von den Sacré-Coeurs hinüber zum Hotel de Vienne und zurück. Zwischen dem Landschaftsamt und dem sehr rührigen „Landschaftsdirektor“ und dem Raczynskischen Palais, wo polnische Waffenniederlagen waren, das war ein offenes Geheimnis, da gab es fortwährend Botschaften und Austausch von geheimen Estafetten, und unter den polnischen Damen, die in letzter Zeit häufiger nach dem Sacré-Coeur-Gebäude kamen, befand sich in erster Linie das auch mir bekannte „Fräulein Anna“ aus Krakojewo, die mit ihrer mir wohlbekannten Britschke öfters an den verschiedenen eben genannten Plätzen vorgefahren kam.

Jeder wußte, welchen Einfluß Pater Kozmian über die Frauen hatte, und wie sehr die schönen Augen der Polinnen die Männer beherrschen, das weiß die polnische Geschichte zu erzählen. Aber wer

wollte sich gegen das fromme Rom auflehnen, das ewig die Völker unter dem Vorwande der Religion gegeneinander hetzt? Dafür war eingestandenermaßen damals, als Rom noch weltliche Macht von kosmopolitischer Bedeutung war, jede andere weltliche Macht zu schwach. Darum blieb es bei einigen kleinen Polizeimaßnahmen, die ein Ende hatten, sowie anscheinende Ruhe hergestellt war.

Nun tauchte in Posen das Gerücht auf, Pater Kozmian verwalte einen heimlichen Fonds für Waffenarsenale, wofür er eifrige Sammlungen in der Provinz veranstalte; unter uns Primanern und Sekundanern sah man als Endziel unserer Schülerkämpfe die Erstürmung dieser Waffenarsenale im Hotel de Vienne und im Raczynskischen Palast an, die unsere romantische Jugendphantasie nach dem Lesen der Cooperromane und der Eroberung Mexikos uns natürlich als verlockenden Siegespreis nach all unseren Kämpfen ausmalte.

„Caeterum censeo, fraudem esse exstirpandam“, das war damals schon, als wir den Cicero lasen, unser Losungswort in jenem Kampfgewühl dem Ultramontanismus gegenüber gewesen, dessen Hetzkapläne wir in Pater Kozmian, die Macht der Lüge verkörpernd, vor uns zu sehen pflegten. Denn was wir von Resten aus dem Mittelalter, von dunklem, fanatischem Mönchstum in jenen katholischen

Stadtgegenden erblickten, das war uns Verkörperung der Macht der Lüge und des Aberglaubens und Wunderglaubens.

Zu der gehofften Erstürmung der polnischen Hochburgen des Fanatismus kam es zwar nie, aber groß war eines Tages doch unser Schülerjubel, als nach längerem Ausbleiben des Pater Kozmian es mit einem Male hieß: der fromme Pater habe wieder einmal in Wiesbaden die ganzen großen Summen, die er dem Nationalkomitee und dem Papste abliefern sollte, bis auf den letzten Pfennig verspielt, „in einer Nacht verjuckt, juckt, juckt", wie es in dem schönen Liede vom Grafen von Luxemburg heißt. Noch entsinne ich mich genau des Nachmittags, als wieder die feindlichen Heere sich gegenüberstanden und der aus dem Hotel heraustretende Kozmian mit dem Ruf: „Hoch der Graf von Luxemburg!" von uns Primanern begrüßt wurde. Wir hatten uns gerade an der Einmündung der Sankt Martinsstraße postiert, von deren Höhe herab eine mir bekannte Britschke erst schnell, dann langsamer gefahren kam, die endlich wegen des Auflaufs nicht vorwärts konnte und am Hotel de Vienne halten mußte.

Natürlich setzte dieser unser Zuruf wieder einen Kampf, der zu einem regulären Eisstückewerfen ausartete, von dem die Insassen des Wagens, eine Dame und ein Herr, böse bedroht wurden.

Sie winkten schnell dem arg mitgenommenen frommen Pater zu, einzusteigen und machten kehrt mit ihm und fuhren zurück, wo sie wahrscheinlich hergekommen waren, denn der Wagen hielt später, wie wir uns überzeugen konnten, vor dem Kloster der Sacré-Coeurs.

Es war „Fräulein Anna“ und der würdige „Landschaftsdirektor“, die dem Pater Kozmian Zuflucht und Hilfe gewährt hatten.

Zehntes Kapitel.

Tante Bertha.

Politisiert wurde in unserem häuslichen Kreise gar selten. Wenn aber einmal — was in jenen Zeiten doch zuweilen vorkam — das Gespräch am Abendtisch bei der Lampe die polnischen Unruhen streifte, so klapperten die Stricknadeln der Tante Bertha erst heftiger und heftiger, bis sie ganz zu klappern aufhörten. Dann horchte sie lebhaft auf, bis sich ihre Augen mit Thränen füllten, und dann ging sie wohl hinaus, um ihr Weinen zu verbergen. Das waren wir Geschwister schon so gewöhnt, daß wir der Sache keine sonderliche Aufmerksamkeit mehr zuwendeten.

Tante Bertha, eine weitläufige Verwandte von uns, war nicht schön, sie hatte aber so gute Augen, und was sie sagte — sie sprach selten viel — das

meinte sie auch. Sie wäre schön gewesen, trotz ihres alten Aussehens, wenn nur die Augen nicht so verweint und rot vom vielen Kummer gewesen wären, den sie heimlich mit sich herumtrug. Das hatte ihrem Gesicht bei ihren fünfunddreißig Jahren solch ein verrunzeltes Aussehen gegeben. Dabei konnte sie aber doch immer so froh und munter und lustig sein, wenn sie mit uns Kindern spielte. So lange ich zurückdenken kann, kam sie alle Jahr auf ein paar Monate uns besuchen. Dann half sie uns bei den Schularbeiten, beim Spielen, und an den Sonntag Nachmittagen half sie uns die Bilderbogen antuschen, und jedesmal, wenn sie kam, brachte sie uns etwas mit.

Meine Erinnerungen an die alte gute Tante reichen bis in die Kleinkinderstube zurück. Da saß sie oft abends allein mit meiner Mama bei der Lampe mit den Löwentatzen-Füßen, vor denen ich meine „Jagd" aufbaute, die sie mir mitgebracht hatte. Und wenn ihr Strickzeug ruhte und sie mit der Mama von früheren Zeiten, von Kalisch und von einem gewissen Paul Betnatschek sprach, durfte ich mit ihrem kleinen Strickkörbchen mit den Silberstiefeln spielen, in die die Stricknadeln hineingeschoben wurden und mit den schönen Perlmutter-Häkelnadeln. Die leuchteten und funkelten so wunderschön im Lampenschimmer und waren noch viel schöner, als die

hölzernen Hirsche und Rehe und Moosbäumchen. Tante Berthas Strickkörbchen war mir dann das liebste Spielzeug. Alles funkelte daran in Perlmutterglanz, mit welchem sich fabelhafte, dämmerige Erinnerungen verwoben, die erst lange, lange Jahre später wieder aufleben sollten. —

Ich hatte aber schon damals solch ein Gefühl, als ob es außer Schulmappe, Butterbrot, Chokoladenplätzchen und Bilderbogen noch eine andere Welt gäbe, eine schöne, große, von Märchenglanz umflossene, von der Tante Bertha zu erzählen wußte. Wie gern hörte ich ihr zu! Dann gingen mir die Augen über von dem Permutterglanz der Häkelnadeln und fielen mir endlich zu, und wenn ich sie wieder aufmachte, war Tante Bertha aufgestanden und packte ihr Häkelzeug zusammen, und mit ihrem gottvertrauenden Blick nach oben sagte sie denn beim Gutenachtkuß immer zum Schluß zu meiner Mama, der auch schon die Augen zufielen: „Nun der liebe Gott wird es schon so machen, wie es am besten für uns ist.“

Wenn Tante Bertha vom Lande nach der Stadt Posen zu uns zu Besuch kam, hatte sie, wie ich später als Gymnasiast gewahr wurde, immer zuerst ein paar wichtige Gänge zum Landratsamte, zur Polizei, und Großpapa war ihr oft behilflich in ihren Besorgungen, denn er wußte als Beamter mit solchen Sachen Bescheid.

Es war so viel Geheimnisvolles um unsere gute Tante Bertha! Warum wurden wir Geschwister eigentlich so oft in die anderen Zimmer geschickt, wenn sie drin mit Großpapa plauderte? Das wollte mir großem Jungen später gar nicht mehr so recht gefallen.

Aber für eins wurde ich ihr doch wieder dankbar gestimmt: daß ich endlich wieder einmal Onkel Wlad besuchen durfte. In unserem Hause verkehrte in letzter Zeit öfters ein Polizeilieutenant,*) der mich als Sekundaner bei Onkel Wlad in Krakojewo kennen gelernt hatte, und der mir gut war. Er hatte bei uns Besuch gemacht und kam öfter zu einem Plauderstündchen zu uns. Zu jener Zeit waren von der Regierung verschiedene Polizeioffiziere in die verrufensten Bezirke der Ostmark geschickt worden, um durch Beschlagnahme von wichtigem Material, dessen sie auf den Gütern habhaft werden konnten, hinter die Fäden der ganzen Polenhetzereien und -Verschwörungen zu kommen, die, wie man amtlicherseits richtig vermutete, von Warschau aus, wo das geheime Nationalkomitee seinen Sitz hatte mit Zweigstellen in Posen, Kalisch, Krakau und so weiter über ganz Preußisch-Polen sich verbreiteten

*) Nach heutiger Bezeichnung; damals noch „Polizei-Kommissarius" nach altem Brauch benannt.

und von dem Sitze des Ultramontanismus aus inspiriert und unterstützt wurden.

Einen solchen Polizeilieutenant hatte ich bei meinem letzten Sommerbesuch auf dem Gute des Onkel Wlad kennen gelernt. Der Altersunterschied hinderte nicht, daß wir uns näher traten. Er hatte trotz seiner vergeblichen Haussuchung bei Onkel Wlad bald dessen liebenswürdige Seiten schätzen gelernt und glaubte mit der Zeit einem Komplott der Geistlichkeit dort auf die Spur kommen zu können, namentlich, wenn er — nicht als Polizeispion, sondern als Freund des Onkel Wlad und sein Vertrauter dann und wann einmal gelegentlich in Krakojewo vorsprach. Meine Eltern hatten ihn nach und nach als eine vertrauenerweckende Persönlichkeit kennen gelernt. Mein Großvater fand ihn prächtig und freundete sich mit ihm an. Er war ihm offenbar in gewissen Sachen durch Winke und Ratschläge behilflich, wenn er der Tante mit Rat und That zur Hand ging, und so hatten meine Eltern durch das, was sie so nach und nach über Krakojewo und Onkel Wlad durch den Polizeilieutenant hörten, ihr Vorurteil gegen den alten Isegrimm herabgemildert.

Eines Abends saßen wir gemütlich um den Theetisch. Polizeilieutenant Dörner hatte seine schönsten Geschichten zum besten gegeben von dem großartigen Leben, das er auf den polnischen Gütern

wohl oder übel hatte mitmachen müssen. Er hatte allerhand ernste und schnurrige Vorkommnisse erzählt, wie ihm einer nach dem anderen von seinen Gendarmen teils durch den Trunk, teils durch die schönen Augen der Polinnen abhanden gekommen waren.

Als er von einer Landstreicherin erzählte, die er an der Grenze kürzlich hatte festnehmen lassen müssen und die für ihren Sohn Ansprüche an einen Kaplan Olschinsky erhob und mit hohen Beziehungen prahlte, da rasselten die Stricknadeln von Tante Bertha wieder bedenklich, und als er dann von seinem ersten Besuch in Krakojewo erzählte, wo er durch Fräulein Anna und den Kaplan überlistet wurde, so daß seine Untersuchung vergeblich verlief, da horchte sie auf und ließ die Stricknadeln ruhen. Tante Bertha war des Polizeilieutenants aufmerksamste Zuhörerin, namentlich als er von dem jungen Maler sprach, den er dort kennen gelernt habe und der ihm von seinen Studienköpfen, die er auf den Grenzgütern, namentlich in B . . ., bei Gelegenheit einer Studienreise gezeichnet, mehrere verehrt hatte.

Auch ich hatte den jungen Maler Olschinsky, einen interessanten jungen Menschen mit einer alten verheilten Narbe über der Stirn in Krakojewo kennen gelernt. Er war vom Onkel Wlad als obdachloser Knabe im Dorfe aufgenommen und adoptiert und dann nach seiner Ausbildung als Maler, auf Studienreisen ge-

schickt worden. Er wußte viel von seinen Reisen zu erzählen und vorzuzeigen. Er verehrte gleich mir den Onkel Wlad, dem er Dank fürs Leben schuldete. Auch ihm war der Alte mit seinem urkräftigen, auf sich selbst gestellten Wesen Vorbild und Muster, so daß er sich danach seine eigene Lebens- und Weltanschauung gebildet hatte, die freilich erheblich von der der Kirche und der Geistlichen ringsum abwich. Darum befand er sich im ewigen Zwiespalt mit den kirchlichen Elementen jenes Hauses: Fräulein Anna und ihrem Beichtvater, demselben, der die Trauung im Walde vollzogen hatte und dann später auf das Gut als Geistlicher gekommen war.

Lieutenant Dörner brachte die Zeichnungen, die er bei sich trug, zum Vorschein. Tante Bertha rückte näher heran. Ihre Aufmerksamkeit war gespannt auf jedes Wort Dörners gerichtet, während sie immer und immer wieder das eine der Bildnisse betrachtete und meiner Mutter zeigte.

Bei des Lieutenants Erzählungen tauchten die Bilder von Krakojewo deutlich vor mir auf in aller ihrer alten Lebendigkeit. Deutlich traten vor mich die altbekannten Gesichter, das des in sich gekehrten, verschlossenen, ewig schwarz gekleideten Fräulein Anna und das des Kaplans, der bei Tisch stets an ihrer Seite saß. Er hatte eine solche Ähnlichkeit mit dem jungen Maler, daß man ihn für seinen Vater hätte halten

können, wenn bei einem katholischen Geistlichen ein solcher Gedanke überhaupt zulässig gewesen wäre. Um so mehr fiel die Antipathie zwischen beiden auf. Daneben sah ich im Geiste die ganze bunte Tafelrunde, wie der Polizeilieutenant das alles erzählte und deutlich schilderte.

„Sie müssen mir noch mehr von Ihrer Haussuchung in Krakojewo und von jenem Maler dort erzählen,“ bat Tante Bertha, als sie nach einer Weile mit meiner Mutter wieder zu uns ins Zimmer trat und ihre Strickarbeit wieder aufnahm, nachdem sie sich im Nebenzimmer ausgeweint hatte.

Lieutenant Dörner schilderte nun alles, wie er es gefunden, sprach auch von den seltsamen Gerüchten hinsichtlich der zweiten Verheiratung des Onkel Wlad, wo er einen Kaplan gezwungen, ihn im Freien zu trauen, und daß es hieß, dieser bei ihm jetzt durch Fürsprache des Pater Kozmian auf dem Gute wieder angestellte Kaplan Chapsky sei derselbe, der damals unter vorgehaltenem Revolver zum Trauungsakte unter freiem Himmel gezwungen worden sei. Als er darauf von der Kirche für die unerlaubte Handlung in Strafe genommen worden sei, habe er sich das so zu Herzen genommen, daß er ein lüderliches Leben anfing, bis er dann endlich nach einem „Pater peccavi“ vom klugen Kozmian, der ihn brauchen konnte, zu Gnaden aufgenommen

und nach Krakojewo gekommen sei. — Bei der Gelegenheit erfuhr man vieles über die Schwierigkeiten, die die Geistlichkeit dort im Bunde mit der Revolutionspartei der königlichen Regierung bereitete.

Immer größer wurden Tante Berthas Augen, als der Polizeilieutenant von der kleinen Scene zwischen dem Maler und Fräulein Anna bei Tische erzählte, wie sie der Aufforderung, etwas auf dem Klavier zum besten zu geben, damit abschlug, daß sie sagte, sie trüge Landestrauer, außerdem sei ihr Bruder im heiligen Kriege bei der „heiligen Legion“ gefallen; so lange sie Trauer trage, könnte sie nicht spielen und singen. Wie dann der Maler das unverständlich gefunden habe und aufgestanden sei mit den Worten: Musik, wie wahre Herzensreligion, vertrüge sich nicht nur mit echter, edler Trauer, sondern ermögliche, wie alle wahre Kunst, den besten Ausdruck dafür.

Tante Bertha konnte nicht genug hören, wie von des Malers gediegener Welt- und Lebensanschauung die Rede war, die er dem intimen Umgange seines Freundes Paul auf jenem Grenzgute verdankte, den er gelegentlich seiner Studienreise dort als schwergeprüften politischen Flüchtling kennen gelernt. Neben dem Bett des Malers, so erzählte Dörner, stand seine Staffelei mit dem angefangenen Urbilde Christi, das die Züge jenes Freundes trüge.

Das Märtyrertum für eine hohe Idee, für eine tröstliche, begeisternde Wahrheit, das sei das wahre Christentum des echten Menschen, des echten Künstlers und des echten Christen. Wie Dörner diese Ideen des Malers wiederholte und von dem Gespenst eines im stillen schleichenden Haß- und Rachegefühls sprach, das den alten Onkel Wlad auf Schritt und Tritt zu umlauern schien, da konnte Tante Bertha fast nicht mehr an sich halten, aber sie bezwang sich und hörte weiter zu, wie von der Sorglosigkeit des gutmütigen Onkel Wlad erzählt wurde, der, ehe ein Freund dazu kam, ihn zu warnen, schnell immer dem Gespräch eine andere Wendung zu geben und einen Jagdausflug oder sonst eine Vergnügungspartie vorzuschlagen wußte. Um des lieben Friedens im Hause willen, berichtete er, dulde Onkel Wlad die Geistlichen, den Kaplan und dessen stellvertretenden Neffen, den Adjunkten, um sich, da das Fräulein nun einmal in ihrem bigotten Katholizismus es für guten Ton hielt, solche Gäste fortwährend um sich zu haben.

Wie gebannt hielt Tante Bertha während der ganzen Erzählung ihre verweinten Augen fortwährend auf die Bleistiftskizze gerichtet, die sie oft von nah mit der Lupe und dann wieder von fern betrachtete, während der Erzähler in Bewunderung aufging für die reizende kleine Marie, die der Maler, ihr Adoptivbruder, wie seine leibliche Schwester liebte,

und für ihre madonnenhafte reizende Mutter, die bei den Ausflügen so reizend im Sattel saß und die so anmutig zu plaudern wußte von ihrem Glück mit ihrem Manne, der ihr Eins und Alles war, seit er das wilde Leben mit den Gutsnachbarn aufgegeben.

Da unterbrach Tante Bertha plötzlich ungeduldig den Strom der Erzählung des beim Glase Punsch redselig gewordenen Polizeilieutenants. Ihre Stricknadeln hatten schon ein Fortissimo geklappert, jetzt hielten sie still, und sie fragte dringend, indem sie das Blatt Papier mit dem Bleistift-Porträt vor sich hielt: „Aber dies Bild, dies Bild, wie ist der Maler dazu gekommen? Wo hat er diesen Herrn getroffen? Das wollt' ich von Ihnen wissen, das andere interessiert mich nicht so sehr.“ So aufgeregt hatte ich die kleine, gute Tante noch nie gesehen.

Jetzt traf uns Geschwister wieder der gewohnte Wink von Mamas Augen, der uns aufforderte, die Gesellschaft allein zu lassen.

Doch Tante Bertha meinte, ich könnte ruhig dabei bleiben als der Älteste, und nun entging mir nicht, wie sie Fragen über Fragen stellte und wie endlich, als sie den Namen Paul Betnatschek nochmals erwähnte, der Lieutenant eine Liste hervorzog mit dem Bemerken, der Name käme ihm erinnerlich vor. Er musterte die Liste etwas zögernd, der Name

stände auf der Liste der russischen Flüchtlinge, die sich, um nicht nach Sibirien zu müssen, auf der preußischen Grenze aufhielten. Bei den meisten handelte es sich um Teilnahme an der Achtundvierziger Erhebung. Wiewohl es streng genommen gegen seine Pflicht sei, machte er im voraus darauf aufmerksam, daß es für den Betreffenden besser sei, sich aus seinem augenblicklichen Zufluchtsort auf jenem Grenzgut nach einem anderen Ort zu entfernen, da er gerade mit der Untersuchung jener Güter für die nächste Zukunft betraut zu werden erwarte!

„O du mein Gott,“ seufzte Tante Bertha, sich in die Sofalehne zurückfallen lassend. „Fünfzehn Jahre auf der Flucht, unter falschem Namen, und alles für eine Schrulle, wo er sich doch jeden Augenblick in Verkleidung an die Ost- oder Nordseeküste oder nach Österreich hin retten könnte!“

Und sie bedeckte ihr Gesicht mit dem Taschentuch. Dann raffte sie sich plötzlich aus ihrem Schmerz auf. „Ich muß wenigstens wissen, auf welchem Gute er jetzt ist.“

Ich warf ein, als der Lieutenant vom Maler darüber nichts gehört haben wollte, daß ich sehr gern vom Maler Olschinsky Näheres erfragen wollte, wenn es mir erlaubt sei, wieder einmal einen Besuch auf Krakojewo nächstens zu machen, nachdem sich dort so vieles verändert habe.

Meine Mutter mußte der guten Tante versprechen, daß ich bei nächster Gelegenheit hinaus dürfte, und mir band Tante Bertha auf die Seele, mein möglichstes zu thun, um ihr Gewißheit über den Aufenthalt dieser Persönlichkeit zu schaffen.

„Der liebe Gott wird uns schon nicht im Stich lassen,“ war das letzte Wort der Tante Bertha beim Gutenachtsagen.

Elftes Kapitel.

Das Wunderbild.

Vor der feuchten Wand des Eckhauses am Markt, wo die enge Jesuitengasse zur Pfarrkirche rechts abführt, hatte sich viel Volks, Männer, Frauen und Kinder, versammelt, die davor knieten und beteten. Vornehme Kutschen kamen angefahren und hielten vor der grauen Mauer jener Marktecke. Schöne, feingekleidete polnische Damen stiegen mit der ihnen eigenen Grazie aus, gingen, den Rosenkranz in der Hand, mit jenem schwebenden, leicht vornüber geneigten Gange hinüber zur dunklen Mauer des Eckhauses, wo das Volk ihnen Platz machte, und mitten unter das Gebete murmelnde Gesindel tretend, bekreuzigten sie sich, zur Mauer aufblickend.

Die Damen in ihrer „polnischen Nationaltrauer“ mit den zollbreiten weißen Streifen fußbreit über dem Kleidsaume achteten nicht des Straßenschmutzes. Sie knieten nieder, gerade wie das schnapsduftende Volk ringsumher. Seltsam! Da, wo der graue Mauerbewurf abbröckelt, lesen sie Stückchen davon auf, führen sie zum Munde und essen sie unter Gebeten, als wären es Hostien. Und die ganze große Menge drängt sich herzu und macht es ihnen nach. Und der Pater Kozmian, der, ein Kruzifix hochhaltend, aus der schwarzen Pfarrkirche tritt, kommt durch das mächtige Säulenthor die Jesuitenstraße entlang und segnet alle, besonders die, so den Mauerkalk essen, und er segnet die gläubige Menge ringsumher, er segnet die Tausende, die, die Deutschen und Ketzer verfluchend, sich hier versammelt haben.

Aller Verkehr ist durch die seit Tagen hier sich stauende Volksmenge gesperrt. Wagen und Fußgänger können auf dieser wichtigen Verkehrsstraße zwischen Markt und Walischei nicht mehr vorwärts und rückwärts. Polizei und Militär scheinen machtlos dieser fanatisierten Menge gegenüber, denn — hier ist ein Gotteswunder sichtbar.

An der feuchten Mauer zeigt sich grau in grau eine dunklere Stelle, etwa von der Form eines größeren Fensterkreuzes, die, wenn man etwas Phantasie zu Hilfe nimmt, beinahe wie ein undeut-

liches Kruzifix geformt ist, also wie eine Erscheinung des Heilandes, des Gekreuzigten, der die geknechteten Polen an ihre Pflicht gegen das polnische Vaterland und die Mutter „Kirche“ mahnen will, die beide vom ketzerischen Deutschtum unterdrückt und ausgerottet werden sollen.

Mehrere von uns Primanern waren hier, wo alles hinströmte, auch erschienen, um sich den Spektakel mit anzusehen.

Unter den tobenden und wetternden Leuten, die im Wagenknäuel der festgefahrenen Fuhrwerke auf dem Markte halten, höre ich eine altbekannte Stimme. Vom Rathause, von den fettduftenden Schmorbuden ab bis an die Marktecke stand festgekeilt der Knäuel von Fuhrwerken aller Art. Noch wie heute sehe ich die altersgraue, fast schwarze Fassade des Rathauses mit seinen venetianischen Bogenhallen und Gängen im Hintergrunde. Aus dem Gewühl ragt empor die schwarze, schwertbewaffnete Figur auf dem Pranger und nicht weit davon das berüchtigte Brunnendenkmal, so etwas wie den Raub der Proserpina darstellend. Alles Denkmäler und Zeugen des finstern Mittelalters. Der Pluto auf dem Brunnen hatte eine echt polnische Physiognomie. Ein reicher Kaufmann, der die Stadt betrogen, so ging die Sage, löste sich durch diese Schenkung von der Todesstrafe,

doch mußte der Pluto seine Züge haben zum ewigen Andenken an seine Räuberei.

Dort, dicht am Brunnen, festgefahren zwischen den übrigen, steht die mir wohlbekannte Britschka aus Krakojewo, und es ist Onkel Wlads Stimme, die fluchend und kommandierend Platz zu machen gebietet, denn von der Hauptwache her kommt schon das Militär und marschiert in Reihen auf, um die Volksmassen, wenn es sein muß, durch blinde oder durch scharfe Salven zu zerstreuen.

Aber wie ganz verändert sieht heut der alte Onkel aus, nachdem ich ihn so lange nicht gesehen! Wie eingefallen, wie greisenhaft kommt der noch immer kräftig gestikulierende und sich in Zorn hineinwetternde Mann mir vor! Sein Bart hat das greisenhafte Weiß angenommen. Nur noch am Kinn ist er etwas blond. Die buschigen Augenbrauen hängen ganz über die Wimpern herab, ganz wie auf dem Kosakenbilde. Das frühere Braunrot des Gesichts hat einem blassen Gelb Platz gemacht. Was ist aus ihm geworden, seit ich ihn nicht gesehen habe, denke ich und dränge mich an der Brunnenumfassung entlang zu ihm durch. Er erkennt mich gleich und streckt mir seine Hand entgegen. So welk war sie früher nicht. Er hat den Tod seiner von ihm vergötterten, liebenswürdigen jungen Frau nicht verwinden können. Es hieß, als sie erkrankte, sei sie der größeren Ruhe

und besseren Pflege wegen, vom Kaplan und der Tante Anna begleitet, vom Gute aufs Jagdschloß hinübergebracht worden. Die kleine Marie sei gerade eingetroffen, um sie dort noch sterben zu sehen und sei dann selbst erkrankt.

„Junge, ich dachte schon, Du hättest Deinen alten Onkel ganz vergessen!“

„Ach nie, Onkel, nie darfst Du das von mir denken, aber jetzt heißt es bei mir: Arbeiten fürs Examen,“ das erwiderte ich ihm und wollte ihm noch vieles sagen, aber da schmetterte ein militärisches Kommando herüber.

Die Sache wurde hier Ernst. „Chargiert“ wird kommandiert. Da erblickt der Onkel den Pater Kozmian, wie der, mit erhobenem Kreuz die knieende Menge durchschreitend, sie zur Nachgiebigkeit ermahnt.

Ein Trommelwirbel durchzittert das Gelärme der Menge, und es wird eine letztmalige Bekanntmachung verlesen, daß, wenn das Volk sich nicht entferne, geschossen werden soll.

„Verfluchter Kerl, dieser Fuchs, der Kozmian, hier das dumme Volk so zusammenzuhetzen für seinen mittelalterlichen Blödsinn,“ schimpfte der Onkel in den Bart hinein. „Der Kozmian bringt doch überall Unglück, wo er hinkommt.“

„Hast viel Schlimmes durchgemacht, Onkel!“ sagte ich, ihm die welke Hand drückend, die er noch

immer vom Wagen herabhängend in der meinen ließ, während er nach einem Ausweg aus dem Getümmel lugte.

„Mein Unglück war, daß ich mit dieser Bande Frieden schließen mußte," meinte er, mit einem kräftigen polnischen Fluch auf Kozmian deutend. „Seit der gute Freund mir den Kaplan ins Haus gebracht, hat für mich das Unglück angefangen. Jeder Friede von unsereinem mit denen dort ist ja doch nur immer ein halber Friede, ein Kompromiß mit der Lüge. Wir ziehen zuletzt immer den kürzeren. Aber was thut man nicht um des lieben Friedens willen im eigenen Hause! Die Anna ließ ja nicht ab mit Bitten. Es wäre kein Segen, wenn sie nicht ihren Kaplan im Hause hätte. Und wenn der Kozmian dabei nicht so ein verflixt netter Gesellschafter wäre! Trinken kann er und Glück bei den Weibern und beim Spiel hat er — umgekehrt, wie das Sprichwort sagt. Hat mir mein halbes Gut im Jeu abgenommen. Ist ein Mordskerl — die Weiber habe ich dabei auch verloren, die Anna ist ganz auf seiner Seite, seit meine Frau tot ist, und — die Kleine — die siecht dahin."

Da sahen wir, wie im Augenblick, wo „Angelegt" kommandiert wurde und das Kommando „Feuer" eben erfolgen sollte, auf eine Handbewegung des Pater Kozmian das Volk sich in zwei Haufen sonderte,

um die Wagen nach der Wasserstraße hin durchzulassen. Ob das Herrische in Kozmians Wesen die Ursache war oder ob es andere Gründe waren — ich sah und wollte meinen Augen nicht trauen, wie Onkel Wlad es allem Volk nachthat und demütig grüßend vor dem Pater Kozmian die Mütze abnahm. „Das ist nicht mehr der alte Onkel Wlad," so fühlte ich. Gleich darauf war die Bahn frei und mit kräftigen Na zdrowie schüttelte er mir schnell noch einmal die Hand vom Wagen herab und rief mir zu, ich sollte ihn bald einmal besuchen.

Der Maler und der Polizeilieutenant, mit dem ich mich das letzte Mal so angefreundet, seien auch in Krakojewo, und nächstens fiele der katholische Feiertag, irgend so ein Marientag, gerade auf den Montag, da könnte ich doch gewiß einmal abkommen. Die kleine Erholung werde mir gut thun bei meinen Examenarbeiten.

Damit gab er den Pferden die Peitsche und fort ging es, nachdem ich zögernd gesagt, ich werde es versuchen, hinzukommen.

Zwölftes Kapitel.

Ein Rettungsplan.

Es war am Nachmittag desselben Tages, wo ich den guten Onkel Wlad so merkwürdig verändert

angetroffen hatte, daß mir mein Auftrag von Tante Bertha bei Onkels Einladung nach K. einfiel. Der Polizeilieutenant und die gute Tante hatten zu Hause genügend die Stimmung beeinflußt. Was mir keine Ruhe ließ, war die Sehnsucht, auch von der kleinen Marie wieder ein Lebenszeichen zu bekommen. Das Grabesschweigen beängstigte mich. Mir war's, als müßte ich nun keinen Tag mehr versäumen. Der Onkel hatte gesagt, Dörner werde auch da sein.

Diesen Freund sehnte ich mir herbei, als ich, in trübe Gedanken versunken, mich aus dem Menschengedränge des Marktes von Posen herausarbeitete und nach unserer Wohnung in der Neustadt schlenderte.

Und — merkwürdiges Zusammentreffen — als ich nach Hause kam, sagte man mir, Lieutenant Dörner sei hier gewesen und habe nach mir gefragt und für mich bei meinen Eltern um die Erlaubnis zu einem Besuche in Krakojewo gebeten, um den alten schwergebeugten Onkel Wlad zu zerstreuen. Die Erlaubnis war mir glücklicherweise endlich gewährt worden, und ich begab mich klopfenden Herzens nach dem Lesezimmer der Bibliothek des Raczynskischen Palais, wo ich den liebenswürdigen Freund treffen sollte, wie er beim Weggehen verheißen hatte.

Je näher die verabredete Stunde rückte, desto mehr klopfte mir das Herz, und als ich endlich mich

dem klassischen Säulenbau näherte, beflügelten sich meine Schritte, denn eine fast niedergekämpfte Hoffnung erwachte wieder in mir, die wiederzusehen, die ich doch nie hätte vergessen können. Auch mußte ich dem Freunde meine Besorgnisse mitteilen. Er bangte ebenso wie ich um das teure Haupt des wackeren alten Onkel Wlad, den wir beide gleich liebten und hochschätzten und um das sich, wie es klar zu Tage lag, schwere Ungewitter zusammengezogen hatten.

„Sie wundern sich gewiß, daß ich so plötzlich und unerwartet Ihre Hilfe brauche,“ sagte Lieutenant Dörner, als wir nach der ersten Begegnung vor der Raczynskischen Bibliothek am Wilhelmsplatz auf und ab spazierten.

Ich wunderte mich in der That. Denn wenn besagter Herr mir, dem neunzehnjährigen Primaner, auch bisher immer sehr liebenswürdig und freundschaftlich entgegengekommen war, so hatte ich doch nie geglaubt, daß ich ihm wirklich in irgend einer amtlichen Sache von Nutzen sein konnte. Und solche war es, wie er mir auseinandersetzte. Er war, nachdem sein erster Versuch einer Haussuchung vergeblich gewesen war, in Civil, außeramtlich, mehrfach in Krakojewo gewesen und hatte nach und nach die Verhältnisse durchschaut.

„Ich bin einer Sache auf der Spur, und Sie

könnten mir von Nutzen sein, wenn Sie nur einen oder zwei Tage mit mir zugleich dort wären und auf gewisse Dinge acht gäben," sagte er, während er ab und zu bei unserem Gespräche nach dem Bazar der Neuen Straße und nach der polnischen Konditorei an der Wilhelmsstraßenecke hinüberblickte und mehrere der dort ankommenden und abfahrenden Kutschen und Gefährte genau durch seinen Klemmer betrachtete.

Nachdem ich meine Bereitwilligkeit erklärt, bemerkte ich: „Das trifft sich gut, da Onkel Wlad mich vor ein paar Stunden eingeladen hat, am nächsten Sonntag ihn zu besuchen."

„Wo trafen Sie ihn? Ich glaubte ihn heute sicher draußen auf dem Gute," sagte er.

„Und er Sie auch. Er fuhr mit der Britschka gerade heim, als die Massen am Markt auseinandergetrieben wurden."

„Das ist doch sonderbar. Dann hat er sicher wieder etwas mit dem ‚Landschaftsdirektor' vor, den er für seinen ergebenen Freund hält und der doch falsch wie Galgenholz ist. Sehen Sie einmal dort hinüber, da kommt aus dem Portal des Bazars jetzt schon schon zum dritten Mal seit der Viertelstunde, die wir hier sind, der Landschaftsamtsdiener mit Postpaketen heraus, und da hält auch der Wagen von den Sacré-Coeurs. Das geht zwischen hier und Sankt Martin fortwährend geschäftig hin und her,

und hier fuhr gerade ein Wagen, der, wie es hieß, Bücherkisten abgeliefert haben soll, in raschester Gangart ab. Ich wette, es war wieder eine Waffensendung; die Hauptsache für mich ist jetzt aber — und darin darf ich mich durch nichts stören lassen — eine Korrespondenz des Pater Kozmian von Krakojewo aus, wo er, wie es heißt, zur Erholung weilt, und wo durch seine Adjunkten fortwährend Briefe nach Warschau und Rom besorgt werden. Wenn ich nur eine solche Sendung dort aufgreifen kann, so habe ich, was ich will."

„Und ich?"

„Sie passen auf den Kaplan oder dessen Adjunkten auf, während ich den Pater Kozmian kontrolliere, und sowie Briefpakete aus dem Schloß getragen werden, benachrichtigen Sie mich. Ich muß heute noch sehen, daß ich meinem Gendarmen, der leider hier in der Stadt gebraucht wird, zu meiner Verfügung nach Krakojewo für die beiden Feiertage hinausbekomme. — Ich muß die Scharte von damals, wo ich mir aus Höflichkeit den Kaplan entgehen ließ, wieder gut machen. Es ist zum Besten unseres alten Starosten, der nach immer hofft, durch seinen Anhang eine von der Kirche unabhängige Polenbewegung zu stande bringen zu können. Er erreicht nichts damit. Alle, die ihm sich dazu anbieten, sind falsch und wollen ihn bloß der Gnade und Ungnade des

Pater Kozmian ausliefern, der wie die Spinne sein Netz um ihn gezogen hat.

Mit einem bangen Gefühl der Ungewißheit, was nun wohl kommen sollte, versprach ich Dörner, am Sonntag in Krakojewo zu sein und ein scharfes Auge auf den Kaplan und seinen Adjunkten zu haben. Es wäre vielleicht die letzte gute Gelegenheit für solch einen Versuch, die Pläne der Schwarzen zu enthüllen, meinte Dörner, denn wer weiß, ob er nicht schon binnen kurzem vom Oberpräsidenten Horn nach Bromberg beordert würde, wozu der Gendarm hier schon in der Stadt zurückgehalten würde, der ihm jeden Tag neue Ordres bringen könnte. Das könnte alle seine Pläne durchkreuzen.

Daß unter solchem Druck die besten Vorarbeiten oft vergeblich sein mußten, fühlte ich einfacher Primaner schon heraus und schweren Herzens verabschiedete ich mich von dem älteren Freunde.

Dreizehntes Kapitel.

Auf dem Starostensitze.

Die greisenhafte Gestalt des Alten auf der Britschka, der mir bisher wie der Fels und Hort meiner eigenen, neuen Primaner-Weltanschauung vorgekommen war, hatte bei mir alles ins Wanken gebracht. Dazu die Nachricht: Marie kränkelte. Ich

hing an ihr, das merkte ich jetzt erst, mit ganzer Seele.

Nun sah ich hier in Krakojewo das Wrack all meiner jugendlichen Träume. Wie hatte sich hier alles verändert! Onkel Wlads von ihm angebetete Frau war nach wochenlangem Siechtum an einer rätselhaften inneren Erkrankung gestorben, die die Ärzte für eine „Art Unterleibsschwindsucht“, für eine Lähmung der Verdauungsorgane ausgaben. Er war seitdem ein gebrochener Mann. Ich sah ihn vor seinem eichenen Trinktische, vor seinem kostbaren alten Humpen, der nie leer wurde, in seinem Lehnstuhl, den alten, treuen, halbeingenickten Neufundländer an der Seite, wieder, die lange Pfeife, die Zeitung und ein Spiel Karten neben sich, bei dem ihm der unvermeidliche Kaplan eben Gesellschaft geleistet hatte.

Und doch, wenn man ihn sprechen hörte, wenn er warm wurde, schien noch die alte Kraft in ihm. Aber es klang wie das Verhallen eines Sturmes, der ausgetobt hatte. So, wie wir uns kannten, waren wir bald mitten in dem, was uns als das Wichtigste anging, ohne daß es langer Äußerlichkeiten und Einleitungen bedurft hätte. — Noch klingen mir seine Worte wie die letzten Worte eines Vereinsamten in den Ohren, als der Polizeilieutenant und ich ihn am Sonntag besuchten: „Meine Frau tot, der ab-

trünnige Sohn tot. Nur meiner kleinen Marie zuliebe lebe ich noch. Ja, mein Junge, Du, der Maler und Sie, Freund, sind die einzigen auf der Welt, die mich noch verstehen. Sie kennen mich, denn Sie haben Reckenblut in den Adern," sagte er zum Polizeilieutenant gewandt, „auch Sie sind ein Mensch von Brustweite und Herz, wie ich ihn mag, kein Schwachmatikus und Pfiffikus wie die andern alle, die als Puppen am Schnürchen tanzen.

„Sagen Sie, werden Sie schlecht von mir denken, wenn ich den andern nachfolge in den Orkus? — ich meine, in dem Falle, wenn mich meine kleine Marie verlassen sollte?"

„Aber Ihr Töchterchen Marie, sie lebt doch und ist doch wieder wohl!"

„Sie kränkelt. Es fängt gerade so an, wie bei der Mutter. Es muß wohl etwas Erbliches sein. Was verliert die Welt der Schlauköpfe und der Affenmenschen, wenn so ein alter Neufundländer, wie ich, der nicht hineinpaßt in diese Affenkomödie, die Augen auf immer schließt?!

„Lassen Sie sich das einmal von mir erklären. Ich habe mir so meine eigenen Gedanken darüber gemacht: Als nach der Weltschöpfung das Tierzeug sich mehr und mehr entwickelte, da bildete sich das Gehirn bei der einen Sorte nach der Richtung der Treue und Anhänglichkeit hin aus, kam aber nicht

weiter damit, als bis auf den Hund, der für seine Treue weiter keinen Ruhm in der Welt genießt, als daß er eben ‚Hund‘ ist.

„Bei den andern, den Affen, aber wuchs statt der Treue die Pfiffigkeit und Schlauheit und die brachten es damit zu was. Das Geschlecht der Menschen entstammte dieser Linie; Männer von Eisen und von Treue sind, wie es scheint, darum heut überflüssig, die alten Ritter braucht man nicht mehr, die setzt man beiseite.

„Wir gehören zum alten Eisen, gelt, Boris? Du knurrst? — Du gehst mit mir in den Hades, Du und Marias Rappen, den meine selige Marianne, meine kleine Schäferin, immer geritten. Ihn soll dann niemand mehr reiten.“

Der Neufundländer grub, als ob er ihn verstände, seine schwarze Schnauze in Onkel Wlads Flauschrock und leckte liebkosend seine Hand.

„Sie schütteln den Kopf, mein lieber Polizeipräsident in spe, aber Sie werden sehen,“ fuhr Onkel Wlad fort, „daß ich recht habe. Die Männer von Brustweite und Herz, von Stahl und Eisen taugen nicht mehr für das kommende Zeitalter der Elektricität und des geschniegelten Lakaientums. Man wird die Besten beiseite setzen und wird Krämer und Streber um Rat fragen, man wird die Tapferen vergessen und die Feigen emporheben.“

Er klopfte den alten Hund auf den Kopf, leerte seinen Humpen und schloß mit den Worten: „Gelt, Boris, Du kennst mich und gehst, wenn es sein muß, meinen letzten Gang mit mir, wenn sich die Welt hinter uns schließt? Ich lebe nur noch für meine kleine Marie. Stirbt die, dann gehe ich auch! Ich weiß es, Freund, jeder Friede mit dem Ultramontanismus ist nur ein halber Friede, denn er ist nur ein Kompromiß mit der Macht, die Lüge und Völkerverrat schürt zum eigenen Vorteil.

„Vielleicht kommt es im nächsten Jahrhundert einmal zum Sieg der Vernunft, wenn wir von der Bühne abgetreten sind. Ich habe den ungleichen Kampf aufgegeben."

Damit schloß so manche dieser Unterhaltungen nach Tisch, beim Becher oder beim Schachspiel mit dem Alten und dem Freunde, dem Polizeilieutenant, Unterhaltungen, denen ich beiwohnte und die ich zeitlebens nicht habe vergessen können.

Während sich an jenem winterlichen Sonntagmorgen die beiden, der Alte und Freund Dörner, in ihr Spiel vertieften, ging ich, um zu sehen, ob ich nicht Marie oder doch den Maler treffen könnte. Mir war beklommen ums Herz. und ich hatte das Bedürfnis, Trost zu suchen. Auf den Wink, den mir der Polizeilieutenant gab, als ich mich erhob, fahndete ich nach dem Aufenthalt des Kaplans.

Sein Gaststübchen im oberen Stock fand ich geschlossen. Er schien ausgegangen. Fräulein Marie wäre bettlägerig, hieß es. Sollte sie wirklich ernstlich leidend sein? Wie die Dienerschaft angab, wäre sie schon seit einigen Tagen nicht aus ihrem Zimmer gekommen. Wenn ich sie nur eine Minute sehen und ihr Trost und Mut zusprechen könnte! Vielleicht erfuhr ich Näheres durch den jungen Maler.

Ich traf ihn auf seinem Zimmer vor seinem Christusbilde mit Pinsel und Palette beschäftigt. Ohne sich in seiner Arbeit unterbrechen zu lassen, teilte er mir seine Besorgnisse um die Gesundheit der kleinen Marie mit. Er, der als adoptiertes Kind des Onkel Wlad wie ein Bruder zu ihr stand und ihr brüderlich zugethan war, verhehlte nur unvollkommen, wie schrecklich ihm der Gedanke sei, wenn er diese Schwester aus diesem Hause scheiden sehen müßte, das öde und kalt ohne diesen erwärmenden Sonnenschein unter dem Regiment der wortkargen, seelenarmen „Tante Anna" ihm wie eine verlassene Ruine vorkommen mußte.

Da das Wetter nach einem leichten Schneefall sich etwas aufgeklärt hatte, schlug er einen Spaziergang nach dem See vor; mit Freuden willigte ich ein.

Als hätte ein Frühreif alle Blüten, über die er mit den Winterstürmen hinweggefegt war, alles Leben erstickt, so sah es ringsum aus.

Als wir das Dorf hinter uns hatten und durch die Wälder streiften, hing jeder von uns seinen Gedanken nach; ich war noch bewegt von den Worten Onkel Wlads.

Wie konnte hier geholfen werden?

Nicht um fromme Konventikel, nicht um kurzlebige Polizeimaßregeln konnte es sich hier handeln, wenn man in der Polenfrage klären und schlichten wollte, das sagte mir nicht nur meine frischgebackene Primanerweisheit, das sagte mir alles, was ich hier gesehen und erlebt seit den Jahren meiner Kindheit, die, wie wir durch diese altbekannten, jetzt kahlen winterlichen Wälder schritten, an mir vorüberzogen.

Ist die Polenfrage eine europäische Kulturfrage, ein Rassenproblem, ein Teil der großen Slavenfrage oder bloß ein Stückchen Kirchturmspolitik, allenfalls eine versteckte hierarchische Frage von Pfaffengezänk und Dogmenstreitigkeiten?

Die Erlebnisse hatten eine zu deutliche Sprache gesprochen. Was hier die verborgenen treibenden Kräfte waren, lag auf der Hand. Deutlich genug war zu erkennen, wie tief der Wurm im Fleisch der angefaulten Frucht „Europa" saß.

Dies waren die Gedanken, die den Maler und mich beschäftigten, als wir durch den winterlichen Forst am Ufer des Sees entlangschritten. Dabei fiel mir mein Auftrag ein. Das Bleistiftbildnis,

das mir zu Hause von Tante Bertha zugesteckt worden war, ihm vorweisend, fragte ich ihn, ob er mir Näheres über diesen Mann sagen könne.

„Diesen?" sagte der Maler, das Bild genau musternd, als wir uns auf einem umgefallenen Stamm niederließen, der mit einer Mooskruste überzogen war. „Ja, den kenne ich. Es war auf dem Grenzgute B., wo ich mehrere Wochen weilte und wo wir Bekanntschaft machten und er mir endlich sein ganzes volles Herz ausschüttete. Er ist auch einer von der heiligen Legion."

„Was ist die heilige Legion?"

„Davon haben Sie noch nichts gehört?! Es ist bei der männlichen hiesigen Bevölkerung dieselbe Geschichte, wie die Mariatöchter-Gilde oder auch die Sacré-Coeurs bei der weiblichen. Sie weihen sich durch ein Gelübde im stillen der Sache der Kirche und des polnischen Vaterlandes. Bei den jungen Leuten wird vor dem Anstaltsgeistlichen ein sehr strenger Eid auf die Hostie beim Empfang des ersten Abendmahls geleistet, für die Sache der Kirche und des Polentums stets mit Gut, Blut und Leben bereit zu sein, an den Kämpfen dafür teilzunehmen und sich ihnen durch keine Flucht zu entziehen."

„Und wo geschieht das?" fragte ich erstaunt.

„Zur heiligen Legion wird man auf jedem polnischen Gymnasium im stillen eingeschworen, wo

ein Anstaltsgeistlicher mit den nötigen Befugnissen von Rom thätig ist: Dort an der Grenze traf ich elf solche Unglückliche, sechs davon waren vom Posener Mariengymnasium, die übrigen aus Kalisch und Warschau. Sie waren im Jahre achtundvierzig bei der Revolutionsarmee eingetreten, wurden gefangen genommen, entrannen mit knapper Not bis auf drei der sibirischen Gefangenschaft oder was noch glimpflicher gewesen wäre: dem Totgeprügeltwerden, und halten sich nun je nach den Nachforschungen, die nach ihnen gemacht werden, bald diesseits, bald jenseits der Grenzen auf unter falschen Namen und haben sich in dies ewige Fluchtleben, teils als Gutsinspektoren, teils als Forstgehilfen so hineingewöhnt, daß sie gar nicht mehr herauswollen, wenn sie auch könnten."

„Nun, sie könnten doch entkommen?"

„Mehrere von ihnen sind auch entflohen, aber die Zurückgebliebenen sagen thörichterweise, es vertrüge sich nicht mit ihrer Auffassung des heiligen Eides, den sie dem Geistlichen damals geleistet."

„Als Sekundaner?" fragte ich verwundert.

„Ja, und noch dazu gedrängt und getrieben von Lehrern und Pfaffen! — Ach!" es entrang sich seiner Brust, wie er dies Ach herausstieß, ein schwerer Seufzer, „ach! Sie haben keine Ahnung, welche Trostlosigkeit und welches Elend über die ganze Ver-

wandtschaft solch eines unglücklichen Menschen gebracht ist. Der eine hat eine arme Mutter und Geschwister, die ganz auf seine heimlichen Geldsendungen angewiesen sind, der andere, dieser hier, hat, wie er mir unter Thränen erzählte, eine Braut, von der er nicht lassen kann und die trotz seiner opferbereiten Bitten nicht von ihm lassen kann und nun unter Gram und Kummer um ihn verblüht und gealtert ist; deren ganzes Leben ein Petitionieren, ein Hin- und Herreisen von einer Behörde zur andern, ein ewiges Weinen, Bitten und Beten ist; eine fünfzehn Jahre dauernde Flucht von einem Platz zum andern, ein ewiges Namenändern, Sichverleugnen, Verstecken, und das alles wegen eines als Sekundaner einem Kaplan geleisteten thörichten Eides! Er ist dabei jederzeit sich bewußt, daß es seine Pflicht erfordere, bei der nächsten revolutionären Bewegung seine Dienste dem polnischen Nationalkomitee anzubieten. Das ist alles, worauf er hofft, daß eine erneute derartige Bewegung ihn aus seiner Lage befreit. Und dort treiben sich nicht nur Dutzende, nein Hunderte und Tausende solcher um ihr Leben betrogenen Existenzen herum, welche nur auf die Revolutionssignale von Warschau und Thorn auswarten, um die Flüchtlingsrolle mit der des Revolutionärs und Kriegers zu vertauschen.“

„Ist es möglich," entfuhr es mir, „daß Hunderte und Tausende —"

„Wenn nicht Zehntausende!" fiel der Maler ein.

„Bedenken Sie," fuhr er fort, „daß fast auf jeder polnischen Hochschule dies Ansinnen, jenen Eid zu leisten im Beichtstuhl, an jeden jungen Mann polnischer Nationalität gestellt wird, der waffenfähig zu werden verspricht. Die internationale Liga des Ultramontanismus ist es, welche diese Maklerarbeit im Herzen Europas seit Jahrzehnten übernommen hat. Ein Reformator muß aufstehen, der die im Mittelalter angefangene Reformation weiter führt."

„Und was sollte geschehen?" fragte ich gespannt.

„Das einzige durchgreifende Mittel der Staaten Europas gegen diesen einen Feind alles dessen, was nicht römisch ist, wäre: Abbruch aller diplomatischen Beziehungen sämtlicher Staaten zu der geheimen Macht, die im stillen in Europa und in der ganzen Welt alles unterwühlt mit Hilfe der frommen Lüge, des Cölibats und der Frauen, der Macht, die unter dem Deckmantel der Religion jede ehrliche Herzensreligiosität vernichtet.

„Glauben Sie mir," fuhr der Maler nach einer Weile fort, während der wir nachdenklich am Seeufer weiter geschritten waren, „all die Maßregeln des romatischgesinnten Philologenkönigs sind gutgemeinte

Überbrückungsversuche, aber damit kommt man bei denen dort nicht durch.

„Er glaubte, hier dem überhandnehmenden Katholizismus gegenüber dem Protestantismus aufhelfen zu müssen, wenn es sein müßte mit Hilfe einiger verschärfter Polizeimaßregeln. Aber das brachte bei den kirchlichen Unionsbestrebungen des Königs schließlich noch Spaltung unter dem Häuflein der Frommen und eigensinnigen Separatismus. Das alles heißt die Polenfrage nicht richtig würdigen. Die ewige Polenfrage ist die Frage des ewigen Roms und der ewigen Lüge. Wenn wir denken, diesen Sachen durch solche Gemütspolitik wie Unionsbestrebungen und Polizeimaßregeln beizukommen und dann, wo ein Fehler gemacht ist, wieder das Mäntelchen anders umhängen wollen, so irren wir uns, das sage ich, als geborener Pole, der aber im Herzen von der großen Zukunftsmission einer europäischen Friedenspolitik ohne Rom und gegen Rom überzeugt ist.

„Wir müssen den Kampf gegen die Lüge wie einen Kampf gegen eine Krankheit in der menschlichen Natur auffassen. Diese ist zu einer Art Naturgewalt emporgewachsen. Diese Lügenkrankheit im Organismus der Menschheit macht gemeinschaftliche Sache mit allem Krankhaften im Körper Europas. Alles Gesunde wehrt sich instinktiv dagegen. Gegen-

über dem krankhaften Nivellierungszuge der Überbildung und Blasiertheit vom Westen her und gegenüber den rohen Russifizierungsbestrebungen und dem Mandarinen- und Bureaukratentum vom Osten her wehrt sich der letzte Rest ungebrochenen Selbstbewußtseins und naturwüchsiger Vollkraft. Der Protestantismus ist der Keil, hineingetrieben ins Fleisch dieses krebsfaulen Übels. Das Saporoger Kosakentum wie die Hussitenbewegung, das alte polnische, unverfälschte Starostentum, wie es mein Pflegevater träumt, und das Preußentum sind Proteste gegen jene welsche, falsche Strömung.

„Man wird sie nur brechen, wenn man den Protestantismus als Protest gegen jede fromme Lüge auffaßt. Das von Rom aus unterwühlte und aufgewühlte Polentum muß entweder vernichtet oder das, was noch gut daran ist, muß für den guten Kampf ausgenutzt werden. Aber was auch geschehen möge, wir dürfen jener dritten Macht, jenem römischen Makler nicht den Zankapfel Polen als gute Beute zum Hetzen und Wühlen ausliefern.

„Alles, was nicht in diesem Sinne geschieht, alles Paktieren und Vergleichen, ist verlorene Liebesmüh' und halbe Maßnahmen. Caeterum censeo, fraudem esse exstirpandam."

Diese Worte des Malers brannten wie Feuer

in mir. War das doch der Wahlspruch bei unsern Gymnasiastenkämpfen gewesen!

Der Maler hatte mir aus der Seele gesprochen.

„Und wer ist der Mann und Held, der die That vollbringt?“ fragte ich.

„Der ist der Mann der Zukunft, der den Bruch mit der ewigen ultramontanen Lüge vollzieht,“ antwortete mein Freund. „Vielleicht ist er schon geboren. Vielleicht hat er seine stille Arbeit schon begonnen, ohne daß wir es ahnen. Erst wenn er durchdringt, wird statt des erkünstelten Gesetzes das Naturgesetz, statt des römischen Rechtes das Naturrecht, statt der papiernen, erlogenen Weltordnung die natürliche Weltordnung des Ewig-Heiligen, des Entwickelungsgesetzes, zur Anerkennung und Weltherrschaft gelangen.“

Wir schritten schweigend weiter. Ein Rauschen wie kommende Frühlingsahnung ging durch die kahlen Äste der Waldungen am schwarzen Moor.

Vierzehntes Kapitel.

Ein polnischer Feiertag.

Der katholische Feiertag, der auf den Montag fiel, war ein unfreundlicher, frostiger Wintertag. Es hatte nachmittags wieder leicht geschneit, und

eben, als es zu schneien aufgehört hatte, drang zum ersten Mal in den zwei Tagen in Krakojewo die Sonne durch. Sie sandte ihre goldenen Lichter über die schneebedeckten Anhöhen am Ufer des Flusses, den man vom Fenster des dämmerigen Musikzimmers im Starostenschlosse von Krakojewo überblicken konnte.

Dort war ein mit Birken bestandener Hügel, auf dem ein paar Leichensteine aus dem Schnee im Nachmittagssonnengold hervorglitzerten. Darüber in den Wipfeln der alten Birken spielten goldige und karmesinrote Lichter, getreu den polnischen Farben, auf den purpurnen schwanken Birkenzweigen, die im Winde hin und her wehten. Und das glühende Rot verlor sich weiter unten im Gesträuch in ein träumerisch rosaviolettes Dunkel und in ein Gemisch von graublauem Dunst, der aus der Tiefe der Dorfgasse schrägüber aufzusteigen schien.

Wenn der Wind einen Augenblick mit seinen Klagetönen aufhörte, stahl sich von unten, vom Fluß herauf, wo Flößer Feuer machten, ein vom Luftzug herübergetragener Geigenton zu uns her, die wir, in die Landschaft hinausträumend, beim Klavier am Fenster saßen.

Es war die blasse, kleine Marie in ihrem Trauerkleide, sie war vom Krankenlager aufgestanden, mich zu begrüßen. Wir hatten musiziert nach alter Art. Nun war es still im Zimmer. Man hörte die alte

Uhr im Vorsaal ticken, die hier so viele Wandlungen mit angesehen hatte.

Was war das kurz vorher für ein Wiedersehen mit der kleinen Marie gewesen!

Wie ich aus dem Fenster des Musikzimmers so ganz traurig in die melancholische Landschaft hinausstarrte, raschelte plötzlich etwas hinter mir und zwei Mädchenhände legten sich von hinten über meine Augen. — „Marie?“ — „Ernst!“ — —

Als wäre für mich plötzlich die Sonne aufgegangen, so blickte ich froh überrascht in ihre schönen, dunklen Augen, mit den herrlichen, langen, bogenförmigen Wimpern, die mich anblickten, als wollten sie mir sagen: Was siehst Du mich an so minniglich, wenn Du das Herz hast, küsse mich. Und mir war's plötzlich zu Mut wie dem Knaben von Schön-Rothraut; ich mußte ihr um den Hals fliegen und ich küßte sie gerade auf den Mund. Aber „schweig still, mein Herze,“ hieß es. Da holte gerade die alte Uhr mit ihrer tiefen Stimme im Vorsaal zum Schlage aus. Es war als wenn alle alten Ritter in ihren Rüstungen dort dreinsprechen wollten.

Und sie machte sich los und lief nach der Thür des Vorsaals, blickte sich dort um, schloß sie sacht und schob die dicke Sammetportiere davor.

„Die Schwester wollte mich wieder nicht aufstehen lassen,“ sagte sie, „aber ich hab's ihr gesagt,

daß ich mich heute ganz wohl fühle. Sie hält ihr Nachmittagsschläfchen. Wir wollen sie nicht wecken. Der Papa ist so in sein Kartenspiel mit dem Pater Kozmian vertieft," sagte sie, nach der anderen Thür hinüberblickend, „daß der sich durch das Klavier nicht stören läßt. Du sollst ganz leise mein kleines Lied hören, das mein Trost die ganze Zeit über war. Am Klavier kann ich Dir am besten sagen, wie mir zu Mute ist. Aber setze Dich dicht zu mir, denn ich spiele es nur mit der Piano-Dämpfung, damit wir nicht unterbrochen werden."

Und damit präludierte sie und sang leise dazu, daß es wie fernes Windharfentönen erklang. Die Worte, die sie mir hernach beim Abschiede, auf einem Blättchen zierlich aufgeschrieben, zusteckte, lauteten:

Für Dich und mich.

Einen Platz, einen Platz weiß ich auf der Welt,
Dort ging mir auf die Sonne,
Und wenn auch kein Stern die Nacht erhellt,
Dort grüßt mich Licht und Wonne.

Einen Garten weiß ich, so duftig und blau
Von Frühlingsveilchen, den lieben,
Und ist die Welt rings kalt und grau,
Er ist ewig grün geblieben.

Und wärst Du auch tot, der die Liebe mir
Zuerst ins Herz gegeben,
Dein Liebesfrühling im Herzen hier
Erwärmt noch immer mein Leben.

Denn Sonne und Frühling, sie kommen von Dir,
Durchduften, durchwärmen die Seele,
Ob ich auch getrennt und einsam hier
Des Dunkels Stunden zähle.

Ist rings auch Tod, wir ahnen die Kraft
Der Liebe, ihr Schaffen und Werden,
Ich ahn' es, die Liebe, sie wirkt und schafft
Den ewigen Frühling auf Erden.

Einen Abglanz vom ewigen Sonnenschein
Hast Du mir ins Herz gegeben,
Er zog uns beide zum Himmel hinein,
In dem wir ewig leben.

Einen Platz, einen Platz weiß ich auf der Welt,
Dort ging mir auf die Sonne.
Und wenn auch kein Stern das Dunkel erhellt,
Dort blüht uns ewige Wonne.

Als das Lied verklungen war, bat ich sie, noch einmal zur Erinnerung an die jasmin- und fliederduftenden Mai- und Junitage in unserer Posener Wohnstube das Andante aus der Beethovenschen C-moll-Sinfonie mit mir vierhändig zu spielen. Alles natürlich mit Vermeidung des Fortezuges und jedes lauteren Anschlages. Es war eine berückende, einschmeichelnde Musik, die uns den Winter ringsum auf einen Augenblick vergessen ließ.

Als ich darauf das folgende Allegro aufschlug, klappte sie schnell das Notenheft zu und bat: „Nicht das! Es ist so schauerlich, als ob mich die Mutter riefe. Sie hat mich damals gerufen, als wir es bei Euch oben im Saal spielten. Sie hat gerufen

und ich muß ihr folgen, wenn der Vater nicht unterliegen soll.“

Ich wollte ihr die düsteren Gedanken ausreden, aber sie blieb dabei und wurde mit einem Male wieder ganz ernst und traurig.

Sich vom Klavier erhebend, sagte sie, indem sie meine Hand ergriff: „Man hat mich gerufen — war es Dir nicht auch so? — und ich muß gehen. Denk an mich, Ernst.“ Damit trat sie ans Fenster und blickte nach dem Kirchhofe.

Mir war so beklommen ums Herz; ich konnte Onkel Wlads Worte jetzt verstehen, daß er es nicht überleben wollte, wenn er sie verlieren sollte. War es mir doch gerade so zu Mute.

Da öffnete sich die Thür des Vorsaals und der Polizeilieutenant, der mit dem Neufundländer hereintrat, gab mir das verabredete Zeichen, ihm zu folgen.

„Eben geht der Adjunkt mit einem Paket Briefschaften unter dem Arm nach dem Dorf,“ lispelte er mir hastig zu.

„Sehen wir, daß wir ihn einholen,“ sagte ich, und Marie drehte sich jetzt um.

Nach flüchtiger Vorstellung und Verabschiedung von der Kleinen waren wir draußen auf der Landstraße und folgten dem Kleriker, den wir bald einholten. Ich öffnete, wie ich hinterdreinschritt, rasch

das Blättchen, das Marie mir eben zugesteckt hatte, auf welchem das kleine Lied geschrieben war, und fand darin eingewickelt ein paar getrocknete Vergißmeinnicht. Ich kannte sie nur zu gut. Sie waren von dem kleinen Feldblumenstrauß, den ich ihr von den Ufern der Cybina, wo unsere Militärschwimmanstalt war, mitgebracht im Sommer, das letzte Mal, ehe sie uns so schleunig verließ. Ich wickelte die trockenen Blumen wieder sorgfältig ein und barg sie bei mir.

„Das Schlimme bei der Sache ist nur, daß ich hier nicht dienstlich verweile, daß ich nicht einmal einen Gendarmen zur Verfügung habe,“ sagte hastig ausschreitend der Polizeilieutenant, der nicht ahnte, wie fern noch meine Gedanken waren, der all sein Sinnen und Trachten auf das eine notwendige Ziel der Sicherung brauchbaren Aktenmaterials gerichtet hatte, um nicht nur die Schwarzen zu entlarven, sondern Mariens Vater aus ihren Krallen zu befreien und den Bann zu lösen, der über diesem Hause lag.

Allmählich aber leuchtete auch mir der Ernst unserer Lage ein und ich nahm mir vor, alles zu thun, was mein Freund für nötig hielt.

Wie ich endlich den jungen Alumnen in enggeknöpftem, schwarzem, langem Rock mit Kniestiefeln und weißem, rotumsäumtem Stehkragen — das echte

Bild des Posener „Clarrek“ — so vor mir herschreiten sah in seinem semmelblonden Haar und dann, ihn begrüßend, ihm in die wasserblauen Augen blickte, war es mir doch, als hätte ich das Gesicht schon früher gesehen.

Während der kurzen Begrüßungsworte überflog ich die Lage. Der Polizeilieutenant, der besser polnisch sprach, plauderte lebhaft, und ich zerbrach mir den Kopf, wie hier am besten vorzugehen sein würde, während ich den an mir aufspringenden Neufundländer streichelte.

Die Couverts der Schriftstücke waren groß. Er trug mehrere unter dem Arm, andere in der Hand. Ich laß eine Adresse: An den Landschaftsdirektor in Posen. Die andere war nach Rom gerichtet, wie ich, neben dem jungen Geistlichen plaudernd einherschreitend, nach und nach entziffern konnte: „An den Jesuitengeneral Bex.“ Wir plauderten von Posen. Ich erfuhr von dem allerdings recht einsilbigen jungen Mann, dessen Stimme mich an frühere Zeiten erinnerte, daß er dort in seiner Vaterstadt das Mariengymnasium bis Tertia besucht, dann dort das Priesterseminar bezogen habe und nun zuweilen seinen Onkel, der hier seit kurzem Kaplan sei, vertrete; er selbst sei der Sohn des Landschaftsdirektors in Posen.

Natürlich war es mein alter Jugendgespiele,

der Vertreter des Prinzips: eins, zwei, drei — jusche, jusche, jei.

Wir hatten uns in unserem Gespräch der Dorfstraße genähert, und die Weiber drängten sich dort vor den elenden Strohhütten mit zerfallenen Holzstaketen und Dornbuschzäunen die etwas abschüssige Dorfstraße entlang, wie es schien, neugierig um eine alte Matrone bemüht, die Miene machte, dem jungen Geistlichen, der die Briefe brachte, entgegen zu eilen. Er aber suchte uns offenbar erst los zu werden. Seine Tante erwarte ihn dort, sagte er. „Seine Tante?" dachte ich, „und der Kaplan sein Onkel" und ich suchte Licht zu bringen in dieses unentwirrbare Knäuel von Verwandtschaft zwischen posener und krakojewoer Pfarrersköchinnen. Ein wahrer Rattenkönig! dachte ich, wie ich sie die alte schmutzige Dorfstraße daherströmen sah, die „Ursel, die Bärbel, die Gret und die Käth, die sieben Weiber vom Dorf". Ich mußte dabei im stillen an Onkel Wlads Worte vom Cölibat denken, das die ganze Rasse verdorben hat. Das Haus, aus dem die Alte gekommen war, hatte ich mir gemerkt. Es war das dritte in der Reihe. Nur ein Griff, dachte ich, und Du hast alles, was Du willst! Was man hier nicht schwarz auf weiß nach Hause bringt, das wird doch alles später abgeleugnet und abgeschworen.

Du wirst so thun, sagte ich mir, als wolltest Du Dir die Aufschriften an die heiligen Leute in Rom, Posen und Warschau ansehen, um zu wissen, wie man an solche hohen Herren adressieren muß.

Aber wie ich nach einem Blick des Einverständnisses mit Dörner mit Hilfe meines etwas sehr dürftigen Polnisch mit meiner Einleitung endlich so weit war und meine Hand vorwitzig mit einer Bitte um Entschuldigung nach den Briefschaften unter seinem Arm ausstreckte, da kam ich übel an: aalglatt hatte der Clarrek einen Seitensprung in die Dorfgasse hinein gethan, an der wir gerade vorbeischritten und wo die Seinen ihn schon erwarteten.

„Verfluchte Niemiec!“ bekamen wir zu hören, und dabei kam seine aufrichtige Gesinnung gegen uns so recht zu Tage. „So dumm,“ sagte er, „können doch nur Deutsche sein. Denken Sie denn, ich kenne Sie nicht alle beide von früher her, als Sie uns umschlichen, und dabei umschlichen wir Sie! Sie,“ sagte er zu Dörner, ihm mit der geballten Faust drohend, „hatten es auf die guten, dummen Schlachtschitzen und die Starosten abgesehen, auf die adeligen Grundbesitzer, als wenn die es wären, die das Land leiteten, hä, hä, hä! Das Volk und das Land sind wir! Wir, wir, die heilige Kirche! ja, blicken Sie mich nur so verwundert an. Alles, was Sie haben wollen, nur durch die heilige Mutter Kirche,

für die Kirche, mit der Kirche und — sonst — nichts — gar nichts! Verstanden? Resumie?“

Und damit schob er seine Briefschaften fester unter den Arm und holte, sich nach seinem Anhange in der Dorfgasse umsehend, tief Atem. Die Straße war voller Leute, halb betrunkenes, bigottes Weibsvolk, das kreischend nahte: „Ach, da ist ja unser lieber Herr Pfarrer.“ Matronen und junge Weiber küßten ihm nach dortiger Gewohnheit den Saum des Gewandes und die Hände, die er flüchtig segnend, aber dabei seine Briefschaften nicht loslassend, über sie ausstreckte, während er, gegen uns gewandt, fortfuhr: „Erst katholisch werden und polnisch sprechen lernen, dann ist alles mit Euch anzufangen, dann erst gehört Ihr zu uns — so — ist alles für die Katz' — jusche, jusche, jei!“

Da auf einmal, ehe er sich's versah, war Dörner einen Schritt vorgesprungen, mitten in die Schar der Weiber hinein, und hatte ihn sich herausgelangt. Mit kräftigem Griff hob er ihn am Rockkragen in die Höhe, während der Neufundländer zwischen die sich zerstreuende Menge fuhr, und ohne viel Federlesens zu machen, entriß Dörner — wiewohl er nicht in amtlicher Eigenschaft hier war — dem Zappelnden und mit einem Arm um sich Hauenden die Briefschaften, hieb ihm dann zum Abschied noch ein paar Tüchtige hinter die Ohren und rief den Hund, der

ihn schon gefaßt hatte, zur Ruhe unter lautem Skandal der Dorfweiber und dem Gebelle der sämtlichen zusammengeströmten Dorfköter, mit denen sich aber der respektgebietende Boris sehr bald abzufinden wußte.

Der Klerikus blieb an dem Platze liegen, wo ihn der Polizeilieutenant unsanft auf den Boden niedergesetzt hatte. Jetzt schrie er aus Leibeskräften, die Frauen sollten zu Hilfe eilen und die Briefschaften retten, aber Boris ließ nicht mit sich spaßen. Und Dörner ließ die Papiere in der Brusttasche verschwinden. — —

Als wir zurückgekehrt waren und ich in das Klavierzimmer trat, wo die kleine Marie noch am Fenster stand, setzte der Bediente den frisch gefüllten Pokal vor Onkel Wlads Tisch, wo sich dieser tief aufatmend gerade in dem Armstuhl niederließ, wie er es zu thun pflegte, wenn er wieder einmal eine tüchtige Summe an den Pater Kozmian verloren hatte. Dieser hatte sich, wie ich hörte, nach seinem Zimmer begeben, jedenfalls, um den Erlös des Spieles zu buchen und zu sehen, ob mittlerweile seine Korrespondenz befördert worden war.

Onkel Wlad bat, nachdem wir uns begrüßt und der Neufundländer sich an seinem gewohnten Platz zu Füßen des Alten ausgestreckt hatte, Marie möchte ihm etwas Heiteres vorspielen.

Die Kleine hatte mit ihren schwermütigen, dunklen Augen in die Abendlandschaft hinausgeblickt. Ohne Widerrede setzte sie sich ans Klavier und fuhr tändelnd und präludierend über die Tasten, wurde aber dabei ernster und schwermütiger, bis sie zuletzt in ihr trauriges, kleines Lieblingslied überging, das sie die letzte Zeit, wie sie mir sagte, öfters spielte, das kleine polnische Abschiedslied:

O sieh mich nicht so traurig an,
Ich bin so bleich, ich weiß es wohl;
Das macht, daß ich bald scheiden soll,
Denk' nicht daran, denk' nicht daran.

„Nein, das nicht," rief der Alte, hart mit dem geleerten Humpen auf den Tisch klopfend, daß sie zusammenschreckte, und der Diener auf den gewohnten Wink hereinkam mit der großen vollen bronzenen Kanne mit den Löwenköpfen, seinen Humpen füllte und sie vor ihn hinstellte.

„Nein, das Lied nicht, was Lustiges, Marinka, spiele mir den Krakowiak," rief er.

Wieder setzte sich die Kleine, die erschreckt aufgesprungen war, geduldig an das Klavier und spielte den alten, albernen Bauerntanz bis zur Hälfte, dann brach sie mit einem wehen Accorde schrill ab und ging, wie um hervorbrechende Thränen zu verbergen, ans Fenster und blickte hinaus, wo die letzten rosa Strahlen verschwanden.

„Was hast Du, Kind?“ rief der Alte besorgt.

„Ach, nichts, Papa, mein altes Kopfweh, das mich nicht verläßt.“

„Gerade so fing die Mutter an,“ sagte er leise zu mir.

„Spiel' etwas Heiteres, Kleine!“ bat er wieder.

„Ich kann nicht, Vater, ich kann wirklich nicht,“ sagte sie, wie um Verzeihung flehend und eilte, Thränen im Auge, hinaus. —

Später, als Dörner und ich mit dem Alten beim Humpen saßen, fing dieser an zu erzählen, welche großen Pläne er für das Polentum gehabt und wie alles nach und nach gescheitert sei an dem Unverständnis der dumpfen, fanatischen Massen, an der durch das Cölibat „verwelschten und verfälschten Rasse,“ die polnisch von katholisch nicht mehr unterscheiden könne.

Vor uns auf dem Tische lagen einige Kartons, die der Maler ausgebreitet hatte. Eine Bleistiftskizze stellte eine Allegorie dar, wie eine Amme mehreren Kindern, die sie auf dem Schoße hatte, ein Marionettentheater zeigte und wie sie die Kinder selbst wie Marionetten am Gängelbande hatte. Die andere Skizze zeigte, wie die Mutter zu der Gruppe ins Zimmer trat, und wie die Kinder vom Gängelbande der Amme zur Mutter flüchteten, und die Amme von der Mutter hinausgewiesen wurde. „Ein

Bild von der Zukunft der Priesterlüge,“ sagte schmunzelnd der Alte. „Aber wir werden die Zeit, wo die Kinder von der Amme ‚Kirche‘ zur Mutter ‚Natur‘ zurückflüchten, nicht mehr erleben. Die Amme giebt so leicht ihr buhlerisches Gewerbe mit Cölibat und Wunderkult nicht auf.“

Dörner aufs Knie klopfend, hatte er dann gesagt: „Ich will es Ihnen nur bedeuten, lieber Freund, es hat eine Zeit gegeben, wo ich darauf pochte: unser altes Schlachtschitzen- und Starostentum wird sich nicht niederkämpfen lassen von der großen Flutwelle dessen, was sie heute die westliche Kulturströmung nennen, von dem Jesuitismus, dem Mandarinentum und dem Bureaukratismus.

„Ich hatte drauf gepocht: wenn Westen und Osten gegeneinander prallen, dann werden sie uns Männer hier als Schutzwall brauchen und sich freuen, wenn sie wieder ein altes Königreich Polen als Pufferstaat gegen den Osten aufrichten können, wie es Katharina mit den Saporogern machte, als sie ihnen, den Verwegensten, eigene Wohnsitze am Dnjepr gab. Polen hätte aber dazu protestantisch bleiben müssen. Es hat seine Mission verkannt. Der Jesuitismus hat den Polen den Charakter verdorben, wie das Pfaffencölibat die Rasse verfälscht hat. Seit ich eingesehen habe, was diese Mischrasse wert ist, seitdem habe ich alle Hoffnung begraben.

Ich habe gesehen, wie von den alten Recken der eine nach dem andern abgefallen ist, wie der eine zum Frömmler, der andere zum Schnapstrinker geworden ist, und wie die breite Masse des niederen Volkes ein ganz gemeiner Brei ohne Selbstbewußtsein und ohne eigenen Halt ist, den die Ultramontanen sich selbst zurecht gemacht haben zu einem Teig, den sie kneten können, wie sie wollen mit Hilfe der Frauen. Sie haben die Hecke draußen gesehen, hinter der sich Erlen- und Weidengebüsch vom Kirchhofe bis zum Fluß hinunterzieht. Dort hatten wir früher die schönsten Kiebitzeier. Da kamen die verdammten Kuckucks und legten ihre Kuckuckseier in meine Kiebitznester und ließen sie von den Kiebitzen ausbrüten, bis schließlich die guten Kiebitze ganz verschwanden und nur noch die unnützen Kuckucks übrigblieben. So ist es mit dem guten, alten Stamm der Polen auch gegangen. Darum, weil doch Hopfen und Malz daran verloren ist, gebe ich den ungleichen Kampf auf. Ich thue es zum Wohl und Besten meines einzigen Kindes. Wenn ich die Augen schließe, ist niemand, der ihr hilft. Ich habe sie aus Trotz gegen den Ultramontanismus protestantisch taufen lassen. Ich muß sie jetzt sicherstellen. Soll sie mir nach meinem Tode nicht zürnen, so muß ich die Kluft zwischen mir und den Schwarzen jetzt wenigstens zu überbrücken suchen. Ich muß mir, so lange ich

lebe, zu ihrem Besten wenigstens Freunde machen mit dem ungerechten Mammon, wie es in der Schrift heißt — ich muß, wenn Sie wollen, den Mantel nach zwei Seiten tragen, muß nach dem Streich auf die linke Wange dem Feinde die rechte hinhalten — ja, das muß ich auf meine alten Tage, Gott sei's geklagt."

Wie ich mit dem Maler und Dörner die Treppe hinaufging, um unser Zimmer aufzusuchen, hörte ich Hufgeklapper, als wenn ein reitender Bote sich aus der Ferne näherte.

Sollte das eine Estafette mit Briefen für den Pater Kozmian oder den Kaplan sein? dachte ich und sah den Maler fragend an, der, meine Gedanken erratend, erwiderte: „Der Starke ist immer zu arglos; wäre ich an Onkel Wlads Stelle, ich hätte mir die Schwarzen längst wieder vom Halse geschafft." Auf die Geschichte mit der Trauung unter freiem Himmel unter vorgehaltener Pistole anspielend, äußerte er dabei: „Dieser Kaplan hier ist nämlich derselbe Geistliche, der damals von ihm gezwungen wurde, jene Trauung zu vollziehen. Er bekam deswegen Schwierigkeiten mit den Vorgesetzten, verlotterte, wie man mir erzählte, und der Onkel stellte ihn aus Mitleid hier als Kaplan an. Er hielt aber nicht lange aus, trieb sich herum, bis er kürzlich durch

die Vermittlung des Pater Kozmian, der sich hier einzunisten wußte, diese Kaplanstelle wieder bekam.“

Ich war entsetzt; jetzt durchschaute ich die Sache. Was führten er und „Tante Anna“ im Schilde!? — Testamentsangelegenheiten spielten da offenbar eine Rolle!

Eben wollte ich dem Maler schonend meinen schweren Verdacht wegen der befürchteten Intrigue mitteilen, da hörten wir schwere Tritte die Treppe heraufkommen, nachdem unten ein Reiter im scharfen Galopp sein Pferd pariert hatte.

Ich hörte, wie auf dem Flur der Schnee von den Stiefeln abgeklopft wurde, und herein trat ein preußischer Gendarm mit einem Briefe vom Oberpräsidenten Horn, der den Polizeilieutenant wegen wichtiger neuer Aufträge unverzüglich zu sich entbot.

Für diesmal war damit jede Hoffnung, unsern alten Freund zum letzten Mal gegen seine nächste Umgebung eindringlich warnen zu können, jede Hoffnung einer wenigstens auf Beweismaterial gegründeten Warnung vereitelt. Denn wir hatten uns zu später Nachtstunde getrennt und schon verabschiedet, für mich war der Wagen schon bestellt, um mich vor Tagesgrauen nach der Stadt zu bringen, da mein Urlaub, aufs äußerste ausgenutzt, morgen früh um sieben Uhr abgelaufen war, und der Polizeilieutenant fuhr demnach mit mir und hinterließ nur noch einen

Brief mit ein paar Dankeszeilen und dem Bemerken, daß sein Gendarm für die nächste Zeit in Krakojewo bleibe, daß er auf alles ein scharfes Auge haben werde und daß er eventuell auch unserm alten Freunde dessen Dienste zur Verfügung stelle. Die beschlagnahmten Briefe nahm er selbst mit sich.

Ich werde diese schlaflose Nacht vor meiner Abreise von Krakojewo nie vergessen. Alle Augenblicke, wenn ich einschlafen wollte, holte die alte Uhr im Vorsaal dröhnend zum Schlage aus. Dann sah ich in meinem Halbschlummer immer wieder die schwarze, düsterblickende Halbschwester Marias, die zum Verwechseln der Amme auf des Malers Bilde glich. Ich sah deutlich, wie sie der kleinen Marie ein Pulver eingab, um sie einzuschläfern und mir wurde himmelangst, denn ich mußte an die kleine Scene denken, die ich nachmittags bei unserer Rückkehr aus dem Dorf zwischen Fräulein Anna und dem Kaplan flüchtig beobachtet hatte. Als sie bei unserm Eintreten scheu auseinanderwichen, fiel ein in Papier gepacktes glänzend weißes Pulver unversehens zur Erde. „Gestoßenes Glas,“ hatte der Kaplan wie erläuternd lächelnd gesagt, „gut für die Mäuse in die Dielenritzen zu streuen.“ Ich wollte aufstehen, mich ankleiden, Onkel Wlad vor irgend einer drohenden Gefahr zu warnen. Aber nun war es zu spät. Aus dem schrecklich von solchen ängstlichen Träumen ge-

peinigten Halbschlummer wachte ich auf als die alte Uhr unten drei, als sie vier, als sie endlich fünf Uhr schlug, und der Wagen wartete bereits.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein verschwiegenes Grab.

Viele Freude konnte unser Gymnasialdirektor, Doktor Sommerbrodt, am Dienstag Morgen nach diesem katholischen Feiertage an mir gerade nicht erleben. Meine Übersetzung aus dem „Rasenden Ajax“, der Sophokleischen Tragödie, war unter aller Kritik, denn meine Gedanken waren natürlich ganz wo anders.

Ich las in der unter dem Tische liegenden Eselsbrücke den letzten, statt des vorletzten Aktes durch, als ich merkte, daß ich „drankommen“ würde, und platzte, um überhaupt schnell etwas zu sagen, was vielleicht richtig sein könnte, an der Stelle „οὗτοι θεατός“ mit den Worten heraus: „So ist er denn tot.“ Ich konnte „mich setzen“. Ich war für eine Woche lang Luft und tot, töter als der rasende Ajax zuletzt und bekam einen Privatsermon vom Direktor zu hören über mangelndes Pflichtgefühl, bei dem ich ihm am liebsten gesagt hätte: „Wenn Sie die Sorgen wüßten, mein lieber Mann, die mir durch den Kopf gehen, so sparten Sie sich Ihren Sermon.“

Denn — unser Gespräch auf der Herfahrt von Krakojewo lag mir im Sinne: So lange der schleswig-holsteinische Krieg und seine Folgen noch immer die Gegenwart unserer Truppen in Jütland erforderten, hatte der Polizeilieutenant mir offenbart, werde diese Situation von dem Nationalkomitee in Warschau, Kalisch und Posen und von der Klerisei weiter ausgebeutet' und man sei gerade jetzt — es war im Februar 1864 — größeren Komplotten bei Bromberg und Thorn auf der Spur, wo man sogar höhere preußische Beamte auf die polnische Seite hinüberzuziehen trachte. Man wolle ihn in geheimer Sendung nach Bromberg schicken. So blieben natürlich alle seine bisherigen Schritte zur Aufdeckung des Komplotts der Ultramontanen mit der Nationalregierung vergebliche Mühe, und er fürchte sehr, dadurch ganz die Fühlung mit der Sache in Krakojewo zu verlieren.

Mein Trost war, daß mir auch der Maler Olschinski versprochen hatte, ein wachsames Auge auf die Geistlichen in Krakojewo zu haben und mir sofort zu schreiben, falls ihm irgend welche Hilfe dort willkommen erscheine.

Gut war, daß die Prüfungsarbeiten jetzt mich ganz in Anspruch nahmen.

Im Monat April war alles glücklich überstanden. Daran schloß sich eine Reihe von Ausflügen, Festen, Besuchsreisen, bei denen man sich seines jungen

Lebens zu freuen begann. Die schweren Sorgen traten in den Hintergrund, und selbst ein paar trübselige Briefe des Malers, die von Krakojewo nichts Erfreuliches zu berichten wußten, waren nicht imstande, den jugendlichen Leichtmut zu bannen, der diese schönste Zeit zwischen Schulknechtschaft und akademischer Freiheit auszuzeichnen pflegt.

Ich hatte gerade auf dem Lande bei einem befreundeten, wohlsituierten Landarzt und Kreisphysikus, der meine Lust zum Studium der Naturwissenschaften gestärkt hatte, einige idyllische, festliche Tage verlebt. Ein Festesrausch war dem andern gefolgt — da trafen zwei Depeschen ein, zuerst eine von Krakojewo an den Kreisphysikus, der in dieser Eigenschaft zu einer Leichenöffnung nach Krakojewo gerufen wurde, die andere mehrere Stunden später an mich, worin der Maler Olschinski mir den Tod der kleinen Marie und das Verschwinden des Onkels Wlad mitteilte. Er wolle mich an der nächsten Bahnstation unweit Krakojewo mit dem Fuhrwerk am nächsten Tage erwarten; ich sollte und müßte gleich kommen. Unser Freund, der Polizeilieutenant, würde auch dort sein!

Es war wie ein Erwachen aus einem sinnlosen Taumel zur furchtbaren Wirklichkeit.

Marie tot! unfaßbar! Der Arzt, mein Gastfreund, hatte der amtlichen Aufforderung Folge zu leisten und ich schloß mich ihm an.

Als wir anlangten, wurde ich vom Maler, der blaß und krank aussah, mit der Britschka erwartet, während der Arzt mit der Bahn zum nächsten Kreisstädtchen fuhr, wo er sich bei der Behörde nach den Einzelheiten und Informationen erkundigte, ehe er sich zur Leichenöffnung begab.

Der Maler schilderte mir auf der Fahrt kurz die letzten Ereignisse. Bei Erzählung des Hinscheidens der zuletzt immer mehr dahinsiechenden Marie konnte der Unglückliche die Thränen nicht mehr zurückhalten, denn er hatte sie im stillen über alles in der Welt geliebt, ohne ihr seine Liebe zu erklären. Er schilderte den Schmerz des untröstlichen Vaters, wie dieser am nächsten Tage sich den Rappen habe satteln lassen und in Begleitung des Neufundländers in die Wälder gestürmt sei.

Am See vorbeifahrend, schlugen wir unverzüglich den Weg nach des Alten Lieblingsplatz, dem Jagdschloß ein, zur Insel im Waldsee. Hier trafen wir den Polizeilieutenant, der hier in der Försterei schon Nachforschungen angestellt hatte und uns mitteilte, daß er einen reitenden Boten mit einer Depesche an die Behörde gesandt, man möge sich der Person jener Landstreicherin im Grenzstädtchen versichern, die dort unter polizeilicher Aufsicht stand. Im stillen hatte sich bei ihm der Gedanke festgesetzt, da die Person aus dieser Gegend stamme, man könne

vor Gericht gewissen dunklen Sachen durch sie auf die Spur kommen. War es die Gleichheit des Namens mit dem Maler, waren es die Vorkommnisse nach Onkel Wlads Trauung, die er im stillen in Verbindung gebracht hatte mit den Aufnahmen und Ermittelungen aus der Vorgeschichte der Olschinska — kurz, er kombinierte und fühlte die Notwendigkeit, falls Erhebungen derart hier zu machen wären, sich ihrer Person für die etwaigen Gerichtsverhandlungen zu versichern.

Als wir zum See kamen, herrschte über dem dunklen, mit einer dünnen Eisborke noch stellenweise überzogenen Gewässer tiefes, geheimnisvolles Schweigen, als verberge die Natur hier ein Geheimnis, wovon sie den Menschen nichts mitteilen wolle. Kein Lüftchen regte sich. Es war nachmittags. Es hatte einen ziemlich frostigen Nachwinter gegeben, nachdem schon ein paar Frühlingstage über das Land gegangen waren. In den paar Frosttagen darauf hatte sich der See mit einer dünnen Eisschicht bedeckt, von der wir noch die Spuren sahen, wiewohl ein leichter Schimmer von grünen Knospen schon die Spitzen der Laubbäume und einzelne niedere Sträucher wie ein voreiliger erster Frühlingsgruß bedeckte.

Der See soll dort, wo er in das Torfmoor übergeht, wirklich unergründlich tief sein, und unter der Landbevölkerung knüpfen sich fabelhafte Ge-

schichten an jene düstere Stelle des schwarzen Gewässers.

Wir dachten daran, daß der Alte bei seinem sinnlos tollkühnen Reiten vielleicht an jener sumpfigen Stelle verunglückt und versunken sein könne. Das Seltsame war aber, daß man vom Neufundländer nichts gewahr wurde; wir hatten gehofft, wenn es feststand, daß der Hund mitgelaufen sei, durch dies treue Tier auf die Spur von Roß und Reiter gebracht zu werden, deren letzte Fußstapfen zu dieser Stelle führten.

Sollte der Alte den treuen Hund etwa im Jagdschloß eingesperrt haben, damit er ihm nicht folge?

Die alte morsche Fähre, die uns sonst an einem Seil hinüber zur Insel gebracht hatte, war zertrümmert. Wir lauschten angespannt, aber kein Laut war vernehmbar. Ein Kahn wurde vom jenseitigen Ufer, wo die Försterei am waldigen Uferrand lag, herbeigeschafft. Da Onkel Wlads junge Frau, die madonnenhafte Marianne, hier gestorben war, lag es nahe, daß er diesen Räumen einen Besuch abgestattet, um nach dem Tode der armen Marie zu sich zu kommen und seinen Gedanken nachzuhängen.

Schon seit Mariannens Tode war dies Jagdschloß, wie mir der Maler mitteilte, nicht mehr bewohnt und auch nicht mehr in bewohnbarem Zustande gehalten worden.

Es sah auf der kleinen Insel aus, als hätte der Böse hier gehaust.

Die ganz verwilderte Insel mit dem ruinenhaften Schloß war so wüst und düster wie ein altes, vergessenes und verwahrlostes Grab, über das Moos gewachsen war.

Wir drangen durch die Spuren des Zerfalls und der Verwitterung, die ein strenger, stürmischer Winter hier hinterlassen hatte, zu dem einzigen Zimmer vor, welches noch diesen Namen beanspruchen konnte, denn überall hatte der Sturm die Bedachung heruntergerissen, und man mußte aus den Vorsälen und Gemächern hier und da erst ganze Stücke heruntergebröckelter Mauersteine, heruntergesunkener Dachsimse und Dachrinnen beiseite schaffen, ehe man zu dem früheren Saal, dem Mittelzimmer, hindurchdringen konnte, welches noch leidlich überdacht war. Hier befand sich auf einem großen, in der Mitte des Saales stehenden Schreibtisch sogar Schreibzeug, Tinte und Papier. Offen zur Schau gelegt, so daß er jedem etwa Eintretenden in die Augen fallen mußte, lag ein Bogen Papier, von Onkel Walds markiger Handschrift überschrieben: Mein Vermächtnis. Es lautete:

„Jeder Vogel, der sterben will, darf sich in ein Astloch verkriechen. Niemand versuche nachzuforschen, wo ich geblieben. Niemand geht es

etwas an. Niemand soll mich wiedersehen. Das Liebste auf der Welt, das ich hatte, ist tot. Für die Älteste ist gesorgt. Mein Vaterland ist an Rom verloren gegangen. Was bin ich da noch nütze auf der Welt?

Ich will nicht, daß diese Brut meine Überbleibsel zu der Komödie benutzt, die sie ‚Bestattung‘ nennen. Ohne ihre Affenkomödie und ohne ihr Schreiberwerk bin ich in diese Welt gekommen, in der ich außer den Meinen und meinem Vaterlande nichts so sehr liebte, als die heilige, freie Gottesnatur. Darum will ich auch wieder in die Arme der Natur zurückkehren, ohne daß sich jene dazwischendrängen, denen alles feil ist für ein Trinkgeld. Jene sagen: umsonst ist nicht einmal der Tod. Wie ich denen, die mit ihrer Gewohnheitslüge mein ganzes Leben und mein teueres Vaterland vergiftet haben, zu Lebzeiten jeden Kniefall und Tribut verweigert habe, so verweigere ich ihn jenen auch im Tode.

Von meinen vier Lieblingspistolen, deren eine ich meinem Neffen in Posen geschenkt, vermache ich die zweite meinem Adoptiv-Sohn, dem Maler Olschinski, die dritte dem Polizeilieutenant Dörner in Berlin, den einzigen Männern, die mich verstanden haben, und die vierte, die doppelläufige Pistole, begleite mich und meinen Rappen und

meinen treuen Boris hinunter in mein Grab, das ich für uns drei ausersehen habe.

Wladimir von Rusczinsky.“

Der Polizeilieutenant hatte diese Worte mit deutlicher, eindringlicher Stimme, jede Silbe betonend, vorgelesen. Es war die Originalhandschrift des Onkel Wlad, wie wir uns überzeugten.

Dies Papier lag auf dem Tische in der Mitte und darauf als Briefbeschwerer lagen die beiden Pistolen für den Maler und für Herrn Dörner, zum Andenken an den Dahingegangenen bestimmt. Das Schriftstück zeigte das Datum vom Tage nach Mariens Tode. Von da bis zu unserer Ankunft am Thatorte waren drei Tage vergeblichen Suchens verstrichen.

Wieder eilten wir nach der verrufenen Stelle, wo sich Spuren finden mußten. Wir fanden nur ein paar tiefe Bodeneindrücke, die wir allenfalls als Hufspuren deuten konnten. Wir ruderten im kleinen Nachen in den See hinein. Es wurde mit Rudern und Stangen gefahndet, aber vergeblich. Der See wollte nun einmal sein Geheimnis nicht verraten. Einige Eisschollen, die anscheinend vom moorigen Ufer aus eingedrückt und dann wieder fest gefroren waren, schienen darauf hinzudeuten, daß hier vom Ufer aus ein Vordringen stattgefunden hatte. Nach dem Lesen des letzten Wunsches des Dahingegangenen

kam uns ein weiteres Wühlen in diesem letzten Zufluchtsorte eines vom Schicksal verfolgten unglücklichen Vereinsamten wie eine Grabesschändung vor. Wir ruderten durch die Furt, die wir uns mit Rudern und Stangen vom Jagdschloß bis hierher an der dünnen Eisdecke entlang gebahnt, wieder zurück zum Jagdschloß, bis wir von da ins freie Wasser und zum jenseitigen Ufer kamen, um vom Förster dort vielleicht Näheres zu erfahren. Dieser wollte sich erinnern, daß er am Abend jenes verhängnisvollen Tages nach Mariens Tode aus der Ferne zwei Schüsse kurz hintereinander gehört hatte, die aber uach seinem Dafürhalten, weil er gerade einem Wilderer auf der Spur war, aus anderer Richtung vom Walde herzukommen schienen. Doch darin konnte man sich täuschen.

Vom grauen Himmel, der trübe über dem einsamen Waldsee hing, fielen einige Tropfen in den See. Sie zogen weite Kreise. Es war, als fielen Thränen vom Himmel hernieder auf die Stätte. Keiner von uns wagte ein lautes Wort zu sprechen. Ein mattgrüner Schleier von halberfrorenen ersten Frühlingsblüten war über das kahle, braune Geäste gebreitet. Kein Vogelgezwitscher. Nicht einmal ein Rascheln in den Zweigen! Wie Unkengesang nur tönte es vom Grunde des Moores herüber und durch die Wipfel ging es wie leises Atmen beim Nachtwinde,

der sachte sich zu erheben begann, wie der leise, angehaltene Atem einer Mutter, die über der Leiche ihres Kindes wacht.

Die einbrechende Nacht zwang uns, unsere weiteren Nachforschungen aufzugeben.

Sechzehntes Kapitel.

Ein Opfer des Ultramontanismus.

Die alte Uhr im Vorsaal von Krakojewo war angehalten worden. Ihr heiseres, ewiges Surren und Ticken, welches als gewohnte Begleitung zu so viel Freud und Leid in diesen Räumen, zu so vielem Kommen und Gehen immer nebenher geklungen hatte, es hatte Halt machen müssen vor der Majestät der Ewigkeit, welche in diese Alltäglichkeit eingegriffen hatte: in der Mitte des düsteren Vorsaales lag aufgebahrt Mariens Leiche. —

Nur durch die langen Ritzen der drei zugeklappten Fensterläden stahlen sich drei schmale Lichtstreifen in den leeren, öden Saal hinein, wo zwei Kirchenkerzen zu beiden Seiten des Totenbettes brannten.

Wie ein mit Schlüsseln rasselnder Gefängniswärter, der sich nahte oder entfernte, so hörte sich von Zeit zu Zeit der Windstoß an, der an den Fensterläden rüttelte, um dann wieder Totenstille

eintreten zu lassen, während der man den Holzwurm in der Totenlade arbeiten hören konnte.

Es war wie ausgestorben im Schlosse. Der Maler, der mir auf der Fahrt sein ganzes Herz ausgeschüttet hatte, stand mit mir allein vor der Bahre.

In kurzen, abgebrochenen Sätzen erzählte er mir noch einmal, ein Schluchzen öfters krampfhaft unterdrückend, im Flüstertone, wie sie den kleinen Strauß getrockneter Feldblumen nicht aus der Hand gelassen und wie sie verlangt habe, daß er zu ihr in den Sarg gelegt werde. Ich kannte die trockenen Blumen wohl. Der flackernde Schein der einen Kerze, welche schlecht brannte und an der Seite das Wachs in langen Zapfen herabfließen ließ, warf huschende Lichter über die Blumen in ihren gefalteten Fingern, die nun nimmer die Tasten berühren sollten, über das wachsbleiche Engelsgesicht und die lieben Lippen, die nun nimmermehr das alte, kleine, traurige Lied singen sollten.

Der Maler erzählte, wie man ihr, als sie schon im Sterben lag, einen Rosenkranz mit Amulett umgehängt hatte, und wie der unglückliche Vater, vor Schmerz außer sich, an das Totenbett getreten sei und ihr das Amulett abgenommen, es zerrissen und zu Boden geworfen hätte, wie er dann in die Wälder gestürmt und daraufhin im Schlosse alles auseinandergestoben sei.

Auf der Fahrt hatte ich schon gehört, wie eine letzte Versammlung, wo der Alte einen letzten Versuch gemacht, seine wenigen Getreuen um sich zu berufen und gegen den Klerus anzustürmen, durch die Hinterlist des falschen Landschafts-„Direktors“ kläglich verlaufen sei. Ich sah noch einmal alles lebhaft an meinem geistigen Auge vorüberziehen, als wir hier vor der Bahre standen.

In dem flackernden Lichte sahen ihre Finger, die den Strauß umfaßt hielten, aus, als ob sie sich noch einmal bewegten und die Blumen fester umklammerten, als der Maler das erzählte.

Thörichte Täuschung! Aus und zu Ende für immer und ewig! Wieder stürmte der Wind gegen das Haus, als wenn mit Schlüsseln an Kerkergittern gerüttelt würde. Ein klagender, langgezogener, dann in fernes Heulen verschwindender Seufzer des Windes jagte vom Fluß und von den Wäldern beim finsteren Moor herauf und schüttelte die Pappeln, die ums Schloß standen, und rasselten an den Fenstern. Die ganze grausame Macht des Todes trat vor meine Seele wie eine Persönlichkeit, wie ein Feind. Es hatte mit eiserner Gewalt in mein Leben, Fühlen und Hoffen eingegriffen. Mit rauher Faust hatte der Tod dies schöne Bild zerstört, zerrauft, daniedergeschmettert; ein Opfer einer bösen Macht lag sie da. Unnatur und Lüge hatten

hier gesiegt im Kampfe gegen eine zarte, natürliche Blume, die nichts wollte, als Licht, Sonne, Wärme, Liebe. Lüge und Tod hatten hier — so erschien es mir — gemeinsame Sache gemacht gegen wahres Leben. Bei jedem Windstoß, der gegen das Haus fegte, war es mir, als müßte ich ihn, den Feind, stellen und ihn fragen, wer ihm das Recht gegeben, mir das Liebste auf der Welt, zu dem ich anbetend emporgesehen, zu rauben.

Ja, das Liebste auf der Welt war mir der Gedanke an dieses zarte, natürliche Geschöpf gewesen, nachdem alles um mich her haltlos geworden war. Die Widersprüche, die Meinungsverschiedenheiten hatten mich an der überlieferten, gewohnheitsmäßigen Welt- und Lebensanschauung, die in meines Vaters Hause und auf der Schule die herrschende war, irre gemacht. Die Gewohnheitslüge der Denkenden wie der Frommen war mir zuwider geworden. Die aufrichtige, aber orthodoxe Religiosität in meiner Eltern Hause hielt nicht Schritt mit dem, was ich gesehen und erlebt. Sie langte nicht aus, um mir das Welträtsel zu erklären. Die Ehrlichen sahen nicht ein, daß sie, solange das Priesterdogma herrscht, nur der Spielball roher Mächte waren.

Der Menschen Trachten in der weiten Welt war Trug, Erfolganbetung, Gefolgschaft der Macht des Stärkeren, weiter nichts. Der Menschen Leben

ringsumher war Lug und Heuchelei, der Menschen Thun war Treubruch am Heiligsten, an der hehren Gottesahnung in der Menschenbrust, der Menschen Walten war Gotteslästerung, Meuchelmord der Seelen, von oben geschützt und behütet. Sie, die Heilige, als Opfer jener geheimnisvollen Gewalt des Bösen, sie war für mich in dem Dunkel bisher der aufblinkende, leitende Stern gewesen.

Sie war für mich der Inbegriff alles Natürlichen, das zum Lichte strebt, die wilde, schöne Rose, die sich von den Schling- und Schmarotzergewächsen ringsum nicht niederhalten läßt, die unentwegt dem ewigen Lichte zustrebt. Nun lag sie gebrochen und geknickt im Staube, entblättert von der finsteren Macht, die alles um uns her verdüstert.

Hier endete mein Jugendtraum.

Denn sie war es ja gewesen, die vorahnend mir auf den vom Abendgold umstrahlten Waldeshöhen in meiner Kindheit den Ausweg aus dem Sumpfe der Verirrung zum goldenen Himmelsdom der Natur gewiesen, den Weg heraus aus den Schranken der kleinen Kirche zur großen, aus der kleinlichen Priesterdogmenkirche zur großen Naturoffenbarungskirche aller Völker! Sie war mir in ihrer hehren Lichtgestalt, wie sie damals auf hellem Pony durch die Wälder huschte, der vorbildliche Inbegriff des sieghaften Aufstrebens vom Alltäglichen

zum Höchsten gewesen, und nun lag sie hier, und der Frühlingssturm rüttelte an den Laden und heulte ums leere, alte Starostenschloß, wo alles auseinandergestoben war, wo keiner war, von dem man Rechenschaft fordern konnte für das unschuldige Opfer des fanatischen Ultramontanismus.

Der Maler hat auserzählt. Der Sturm schweigt, um sich zu neuer Kraft zu sammeln. Der Holzwurm tickt, wenn auch der Pendelschlag der Uhr angehalten ist, ihr ewiges: „Auf immer, für nimmer", ruhig weiter, als ob er an die Stundenuhr der Ewigkeit mahnen wollte, die sich nimmer anhalten und ausdenken läßt.

Da reißt ein neuer Windstoß, wie mit Mächten des Bösen, den angelegten Fensterladen auf, und es giebt ein Rasseln und Klirren, als sollten sich die Pforten der Ewigkeit aufthun, hinter denen der Kerkermeister Tod trotzig lauert.

Und auf meine Frage: Wer bist Du? höre ich in den posaunenartigen, markerschütternden, brausenden Windstößen als Antwort die

Worte des Todes:

Wer ich bin? Ein ewig Gesetz bin ich nur,
Nennt Ihr mich nun Gott, oder nennt mich Natur!
Von der Erde Kern
Bis zum fernsten Stern
Ist alles Leben
Mir untergeben.

Aus Asche und Staub
Weck' ich junges Laub.
Eine jede Saat
Ihre Ernte hat.
Und, so klug sich's erweist,
Doch Gesetz ohne Geist,
So will es Euch scheinen
Auf den Sternen, den kleinen.
Ein Rätsel Euch allen,
Die Ihr mir verfallen,
Werd' ich Euch begleiten
In Ewigkeiten!
Nur wer das ew'ge Gesetz kann versteh'n,
Darf dem Tode mit Ruhe ins Angesicht seh'n."

Die flackernde Kerze, welche auf ihre blassen Hände mit dem kleinen, trockenen Feldblumensträußchen flimmernden Schein geworfen, war ausgeblasen von dem gräßlichen Windstoß. Die andere glimmte nur schwach, um beim nächsten Sturmesgeheul, das ums Schloß pfiff, auch zu verlöschen.

Ein letzter Abschiedsblick auf das verklärte Engelsangesicht, ein Kuß auf die kalten, gefalteten Hände, und wir verließen den nächtlich dunklen Saal.

Der Tod hatte aufgeräumt in meinem Inneren wie im Äußeren. Er hatte mir meinen Lebensweg vorgezeichnet: jenes geheimnisvolle Gesetz zu verstehen, um dem Tode mit Ruhe ins Antlitz zu sehen.

Die Naturforschung war und blieb für mich die einzige Richtschnur in allem Dunkel, nachdem

dieser mein leuchtender Stern hier auf düsterem Pfade erloschen war.

Siebzehntes Kapitel.

Aktenweisheit.

Leer und hohl klangen unsere Schritte, als wir durch das alte Schloß gingen, in dem wir beide, der Maler wie ich, so viel erlebt, was uns Herz und Seele ergriffen hatte. Wir waren allein, denn der Polizeilieutenant hatte sich nach unseren fruchtlosen Nachforschungen am See zur Kreisstadt begeben, wo das gerichtliche Verfahren wegen testamentarischer Verfügungen, Leichenschau und so weiter eingeleitet werden mußte, und außer uns weilte nur das ernste, verschlossene Fräulein Anna im Schloß, die sich auf ihrem Zimmer abgeriegelt hatte. Die Schwarzen waren verschwunden. Die Ratten hatten das Schiff verlassen.

Pater Kozmian hatte, wie mir der Maler unter anderem schon auf der Fahrt mitgeteilt, nachdem er dem Alten den letzten Rest seiner Barschaft im Spiel abgewonnen, sich dahin begeben, wo seine Gegenwart gerade in diesem Augenblick dringend notwendig erschien. Er war, sowie Marie gestorben und Onkel Wlad verschwunden war, in Begleitung des jungen „Clarrek“, des Sohnes des Landschaftsdirektors, des

Kaplans-Adjunkten, abgereist, um den Onkel eben dieses jungen Geistlichen, mit dem wir den Streit in der Dorfstraße gehabt, den Kaplan, frei zu bekommen.

Dieser letztere war wegen verdächtiger Briefschaften vom Gendarm festgenommen, dann freigelassen und jetzt zum zweiten Mal arretiert worden.

Der Pater Kozmian war der einzige, der ihn durch seine mächtigen Verbindungen nach oben wieder frei machen und nötigenfalls über die Grenze schaffen konnte.

Es folgte nun das gerichtliche Nachspiel.

Bei diesen Verhandlungen im nächsten Kreisstädtchen, wo der Kaplan zuerst als Zeuge, zuletzt als Angeklagter vernommen werden mußte — das war dem Polizeilieutenant trotz Pater Kozmians Bemühungen doch gelungen — war ich durch Vermittelung meines Freundes, des Kreisphysikus, selbst zugegen. Sie fielen in die Zeit vor dem Beginn des ersten Universitätssemesters.

Es ereignete sich dabei eine peinliche, mir unvergeßliche Scene, die, wenn sie auch offiziell wegen mangelnder Beweise nicht zur Entlarvung der Schuldigen führte, mir doch persönlich den Schlüssel zu allem gab, was hier vor der Öffentlichkeit noch Geheimnis war und immer bleiben sollte.

Die Erbschaftsangelegenheit war vor Gericht

ziemlich schnell und glatt erledigt worden: Fräulein Anna hatte ein Schriftstück aufzuweisen, welches die überlebenden Kinder zu Erben der liegenden Güter ernannte. Barvermögen war nicht da. Marie und Joseph waren tot, keine weiteren Kinder vorhanden, so war sie die Herrin von dem ziemlich verschuldeten Krakojewo.

Bei den Verhandlungen über das merkwürdige Verschwinden des Onkel Wlad fiel natürlich das von ihm hinterlassene Schriftstück sehr ins Gewicht. Er deutete hiermit die Absicht an, sich selbst aus der Welt zu schaffen. Ehe die Verhandlungen abgeschlossen wurden, sollte noch alles, was einen Anhaltspunkt über Verhältnisse, Lage, Herkommen etwaiger Angehöriger oder Verwandter zu Tage fördern konnte, herbeigezogen werden, und so wurden der Maler und der Kaplan vernommen, und wegen der Namensgleichheit auch die Landstreicherin Olschinska, die einst im Grenzstädtchen festgenommen und unter polizeiliche Aufsicht gestellt war, auf den Zeugenstand bestellt.

Das verwildert aussehende Weib, das Spuren früherer Schönheit zeigte, wurde, nachdem ihre augenblickliche Zurechnungsfähigkeit festgestellt war, befragt, was aus ihrem Kinde geworden, wer der Vater sei und so weiter.

Der Gerichtshof hatte vorher über sie ermittelt, daß sie durch Äthergenuß sehr herabgekommen sei,

nachdem sie früher bessere Verhältnisse gesehen. Wenn auch ihr Zeugnis von keinem großen Wert als Beweismaterial sein konnte — denn sie hatte, soweit man ermittelt, sich nur kürzere Zeit in Krakojewo aufgehalten, als sie nach Mißhandlung ihres Knaben die Flucht ergriff — so konnte man doch noch vielleicht einige Fingerzeige für weiteres Vorgehen in anderer Beziehung erwarten.

In ihren wirren Reden, sie sei eine geborene Gräfin, sie sei Besitzerin eines Schlosses und so weiter, wurde sie vom Richter unterbrochen und streng angehalten, ihre Geschichte einfach und klar zu erzählen.

Da das wenig nutzte und nur das verworrenste Zeug und eine Unmasse neuer Daten zu Tage befördert wurde, mit denen man nichts Rechtes vor Gericht anzufangen wußte, schritt man zur Konfrontation mit verschiedenen Personen aus Krakojewo.

Wie sie mit dem Kaplan zusammengebracht wurde, glänzte es plötzlich wie der Freudenstrahl eines lange unterdrückten Rachegefühls über ihr Gesicht, und als er sie nicht zu kennen vorgab, schrie sie, einen Schritt vortretend und die Rechte gegen ihn ballend, ihn an: „Sie kennen mich jetzt nicht, aber Sie haben mich einst gekannt, als ich, die geborene Gräfin von J . . . . ., und die Frau des Wladimir von Rusczinski, noch die am erzbischöflichen Hofe Allvermögende, von allen Hohen umschwärmte

Machthaberin war, die die Geschicke Polens in ihrer Hand hatte."

Der Geistliche lächelte über die „Irrsinnige".

„Und Sie," fuhr sie aufgeregt fort, „ja, lächeln Sie nur höhnisch, ich bin nicht wahnsinnig. Sie leben hier unter falschem Namen. Sie wechseln überhaupt, wie alle Jesuiten, Ihren Namen, so oft es Ihnen paßt. Olschinski ist Ihr Name damals gewesen, wie Sie sich als junger Geistlicher und Beichtvater im Posener Frauenstift an mich herandrängten!"

Aus ihren weiteren, oft von Ordnungsrufen und strengen Ermahnungen des Richters unterbrochenen Reden, die zu Protokoll genommen wurden, ergab sich folgendes: Unter dem Vorwande, daß ihr Gesundheitszustand eine längere Badereise nach den Karpathen und dann weitere Erholungsreisen nötig mache, machte sie sich mit dem jungen Geistlichen, den sie im Stift kennen gelernt, auf und davon.

Ihr drittes Kind, einen Knaben, sah sie sich genötigt, dem Findelhause zu übergeben, nachdem sie bei den ihr so sehr von früher her verpflichteten frommen Schwestern Zuflucht gesucht.

Dann trafen sie kurz hintereinander zwei niederschmetternde Schläge, die die Ursache waren, daß sie allen Halt verlor.

Der erste war die Wiederverheiratung ihres Mannes mit Marianne. Sie war damit vor die Thür gesetzt — eine kirchliche Scheidung hatte Wlad zwar nicht bekommen, aber gerichtlich hatte er sich scheiden lassen. Gleich darauf traf sie der andere Schlag, der die Geschiedene völlig zermalmte. Sie hatte sich noch auf ihre Mittel verlassen. In dem Privatkabinett neben der Sakristei des Stiftes lebte man auf hohem Fuße. Unter dem Vorwande kleiner Konferenzen der hohen Gönnerinnen des Instituts blieb man dort oft lange zusammen und es fehlte da an nichts. Eine Freundin — es verkehrten hier Damen aller Nationalitäten, Französinnen, auch katholische Engländerinnen — hatte ihr die eben in Mode kommende Unart des Eau de Cologne-Trinkens angewöhnt, die ihr in den aufregenden Tagen, wo es sich um ihre Scheidung handelte, manche Beruhigung durch einen solchen kleinen Ätherrausch verschafft hatte und zugleich ihre heftigen, neuralgischen Schmerzen beschwichtigte.

Sie hatte, seit sie sich von Krakojewo verstoßen wußte, ihre Banknoten und ihre Juwelen in jenen Tagen, wo nebenbei auch viel gespielt wurde, immer bei sich.

Da erwachte sie eines Morgens von einem solchen Ätherrausche im bekannten Kabinett des Stifts und fand ihr Etui mit ihren Habseligkeiten und

Banknoten nicht. Es blieb trotz aller Nachforschungen verschwunden, ebenso wie die katholische Engländerin.

Jetzt sank sie von Stufe zu Stufe.

Ihr Kind war inzwischen bei Verwandten des Kaplans in Kost gegeben. Als sie hier einmal in einer Art von Äther-Delirium mit dem Geistlichen zusammentraf und dieser sie nicht zu kennen vorgab, geriet sie vor Wut außer sich und warf das erste beste, was sie zur Hand bekam, nach dem Vater ihres Kindes. Das Unglück wollte, daß der scharfe Rand der Feuerschaufel dem Knaben an den Kopf flog und ihn an der Stirn schwer verletzte. Stark blutend fiel der zarte Kleine wie leblos zu Boden. —

„Würden Sie Ihren Sohn wiedererkennen?“ fragte sie der Richter.

„Unter Tausenden,“ erwiderte sie, „schon an der Stirnnarbe.“

Der im Vorzimmer wartende Maler wurde auf den Zeugenstand gerufen. Man hatte ihn vorbereitet, aber der Eindruck dieser Gegenüberstellung war fürchterlich.

Das Weib starrte den Vortretenden einen kurzen Augenblick an.

„Er lebt noch, mein Sohn, das ist er!“ rief sie, auf ihn zutaumelnd. „Hier, Vater, das ist Dein Sohn!“ schrie sie dann dem Kaplan zu.

Dieser verharrte in seinem spöttischen Lächeln.

Der Maler aber wurde sich in der kurzen Pause, die jetzt eintrat, dessen bewußt, daß sein Todfeind sein leibhaftiger Vater sei.

Er wankte wie betäubt. Dann zuckte er zusammen, und mit einem halberstickten „Mörder!“ wollte er sich auf den Kaplan stürzen. Da schwanden ihm die Sinne und er brach bewußtlos zusammen.

Dieser unvergeßliche Auftritt vermochte jedoch an der Sache nichts zu ändern. Das Gericht kam schließlich dahin überein, wegen Mangels an Beweisen die Verhandlungen fallen zu lassen, denn der Kaplan blieb beim Leugnen. Und wie gerade von oben her der Wind wehte, war keinem daran gelegen, da weiter nachzuforschen. Die Sektion der Leiche ergab, wie mir der befreundete Arzt sagte, den ich auf der Rückfahrt begleitete, keinen Arsenikbefund. Das genügte. —

Der Maler verfiel bald darauf in eine schwere Nervenkrankheit. Als er nach Monaten genas, sandte er mir zu meinem nicht geringen Staunen seinen ersten versprochenen Brief von Amerika aus. Er schickte mir seine Aufzeichnungen und einige Entwürfe, einige Skizzen, und schrieb mir mit zitteriger Handschrift, er müsse weit, weit weg in fremde Länder wandern, um all das Schreckliche zu vergessen, was er in der letzten Zeit durchlebt. Seine guten Ein-

nahmen für seine Bilder hatten ihn in den Stand gesetzt, für die Unterbringung seiner Mutter in ein Institut auf Lebensdauer zu sorgen.

Achtzehntes Kapitel.

Ein Ruhmesdenkmal.

Zum ersten Male nach langen Auslandsreisen komme ich vor kurzem wieder zurück nach meiner Heimats- und Geburtsstadt Posen.

Nach einem Leben, reich an Irrungen, Prüfungen und Enttäuschungen, da ich die blaue Blume der Romantik vergebens gesucht, finde ich bei der Rückkehr auch das blutig im französischen Kriege erkämpfte Ideal des Deutschen Reichs nicht in dem glanzvollen Schimmer wieder, mit dem es die jugendliche Begeisterung aus der Ferne umgeben hatte.

Einsam wandere ich durch die altbekannten Straßen, nachdem ich die Gräber meiner verstorbenen Eltern und meine dort noch lebende Schwester besucht.

Überall platte Wirklichkeit an Stelle des geträumten, idealen Glorienscheins, mit dem die Phantasie des Weltenwanderers die Vaterstadt im schwer errungenen, einigen Deutschen Reich umgeben hatte, in ihren heimwehkranken Träumereien.

Wie oft hatte ich im Ausland, wenn ich all die Mängel ringsumher sah, auf mein Vaterland stolz

wie auf ein hohes, herrliches Muster von Wehrhaftigkeit und echtem, deutschem Mannestum hingewiesen. Aber statt des geträumten Großdeutschlands finde ich das alte, partikularistische Kleindeutschland, das unter der Herrschaft des Centrums sich nur noch zu Kompromissen, aber zu keiner entscheidenden That aufrafft.

Allüberall in meiner Vaterstadt Polenwirtschaft und Centrumsherrschaft. Es ist doch wahr: das ganze Leben eine große Kette vieler kleiner Enttäuschungen, nur dann und wann unterbrochen durch einige — größere. Wohin ich blicke, allüberall statt des geträumten Deutschtums: das Polentum. Überall polnische Ladenschilder, auch polnische Straßennamen;*) wer früher Müller und Schultze hieß, der heißt heut Müllerski und Schultzki und entschuldigt sich durch ein in seinem Schaufenster angebrachtes Schildchen für den verfänglichen deutschen Klang seines Namens, indem er in polnischer Sprache ankündigt, daß hier außer polnisch auch französisch und englisch gesprochen würde!

Schilder, die da besagen: „Hier wird deutsch gesprochen", findet man in der Neustadt, wo Beamte, die Generalität und Offiziere wohnen, verhältnismäßig wenig, in der Altstadt gar keine. Die Stadt ist polnischer geworden als sie je war, soweit ich sie gekannt.

*) Erst kürzlich abgeschafft.

Wie ich an dem Hotel de Rome und am Wilhelmsplatz vorbeischlendere, wo das alte Arche-Noah-Theater mit den beiden polnischen Bettelmännern nun endlich abgelöst ist durch eins im modernen Stil, da fällt mir ein, daß ich noch einen Besuch der alten Tante Bertha machen müßte, die ich Ungetreuer fast vergessen. Hier oben, hieß es, hatte sie sich ein Chambre garni endgültig gemietet, und da traf ich sie denn auch wie in alter Kinderzeit auf ihrem Sofa bei den wohlbekannten Strick- und Häkelnadeln mit den Silberstiefelchen, dem alten lieben Kästchen und den Perlmuttersachen, und auf dem Tische vor ihr lag aufgeschlagen ein altlutherisches Gesangbuch mit einem gestickten Lesezeichen, das die Anfangsstrophe des berühmten Paul Gerhardschen Liedes zeigte: Befiehl Du Deine Wege.

Nach der ersten Begrüßung war natürlich meine Frage, wie es ihr ginge, und sie antwortete: „O, herrlich, herrlich, lieber Ernst. Der Herr hat alles herrlich hinausgeführt.“

Erst dachte ich, sie hätte sich versprochen oder es wäre bei ihr nicht alles ganz in der Ordnung, als sie aber mein Befremden gewahr wurde, erklärte sie mir: „Wir, Paul Betnatschek und ich, haben uns darein ergeben, uns alle unsere Gedanken und Gefühle schriftlich mitzuteilen, da wir uns nicht haben können, und wir fühlen uns in dieser Geistesehe

glücklicher als andere. So hat es der liebe Gott haben wollen und so sind wir es zufrieden. Ihn ihn laß thun und walten, er ist ein weiser Fürst, er wird sich so verhalten, daß Du Dich wundern wirst, wenn er, wie ihm gebühret, mit wunderbarem Rat die Sach' hinausgeführet, die Dich bekümmert hat."

Alle Kindheitserinnerungen fielen mir dabei wieder ein, Tante Berthas Märchen und das Wunderland der blauen Blume, das, nachdem meinen Jugendträumen in Krakojewo ein so jähes Ende gemacht worden war, sich mir später offenbaren sollte auf dem Gebiete der Forschung nach dem ewig heiligen Entwickelungsgesetz, während andere es auf dem Gebiete gläubigen Kirchentums zu finden hofften.

Tante Bertha hatte ja von ihrem Standpunkte aus so völlig recht, daß es eine Sünde gewesen wäre, ihr das auszureden, daß sie nun zum Ziele aller Wünsche durch Hingabe an Gottes Willen gekommen sei. Vielleicht war es auch so das beste.

Aber als ich die Hoteltreppe hinunterging, fiel mir eine Lieblingsredensart des Polizeilieutenants ein, mit der er bei solchen Gelegenheiten, wo durch Polizeivorschriften und fromme Konventikel die Polenfrage gelöst werden sollte, lächelnd die Sache abfertigt:

„Gut knetbares Unterthanenmaterial muß man haben, solches wie hier, damit ist alles zu machen."

Was er zu machen hatte, freilich, aber weitab blieben wir damit meinem Ziele: Für Religion und Ehrlichkeit wider Ultramontanismus und Lüge!

In diese Gedanken versunken, schlenderte ich weiter.

Wie ein Traumwandler gehe ich vom Wilhelmsplatz aus die Neue Straße hinunter, an den hängenden Gärten des General-Kommandos vorbei, wo einst der Auflauf war, den Steinäcker schlichtete, vorbei am altersgrauen Bazargebäude und Rathaus, über den Markt durch die Altstadt und Walischei nach dem Dom. Auf dem ganzen Wege dringt kaum eine deutsche Silbe an mein Ohr. Polnisch, Polnisch, allenfalls etwas Französisch, nur kein Deutsch, wohin man auch hört. Bernsteinduft, Knierutschen, Rosenkränze und Fuselgeruch allüberall. Das reine Mexiko! Es riecht nach Krummstab und Kutte — hier wie dort, trotz Vertreibung der Jesuiten. Ich trete in das Heiligtum und nähere mich, alter Erinnerung zuliebe, der goldenen Kapelle hinter dem Altar in der Apsis, wo die beiden Polenkönige Mierceslaus und Boleslaus in ihrer mit Smaragden, Topasen und Rubinen überreich besetzten bronzenen und vergoldeten Metallrüstung noch immer kampfbereit stehen. Da fällt mir, wie ich mich an dem goldenen Gitter umschaue, ein reich aus braunem und weißem Marmor gemeißelter, in die Wand-

nische eingelassener Sarkophag auf. Denn er befindet sich an einer jener für die höchsten geistlichen Würdenträger nächst den Erzbischöfen auserseheneen Stellen. Ich trete heran, lese die Inschrift und — muß — trotz der heiligen Stätte — lachen, daß das Echo in den Bogen wiederhallt.

Unser Graf von Luxemburg, der in Wiesbaden alles Geld verjeute, er schläft hier würdig nach allen seinen Thaten den Schlaf des Gerechten. Nun, er hat ja dafür Kirchenbuße gethan. Und wer viel geliebt hat, dem wird auch viel vergeben! — Hier steht in Marmor gemeißelt und in ehernen Lettern gegossen, daß die Kirche und die gläubigen Frauen Polens ihm zum ewigen Danke dies Denkmal für ewige Zeiten gestiftet haben.

Ende.

Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

Inhalt.

		Seite
Vorwort		V
1. Kapitel.	Einleitung. Die Saporoger Kosaken	1
2. „	Unter des Königs Regenschirm	5
3. „	Polnische Erziehungsresultate	8
4. „	Kinderstubenpolitik	11
5. „	Die Jahre 1848 und 1852	14
6. „	Die kleine Kirche und die große	21
7 „	Ein Mann	28
8. „	Eine Trennung	39
9. „	Pater Kozmian	46
10. „	Tante Bertha	53
11. „	Das Wunderbild	65
12. „	Ein Rettungsplan	71
13. „	Auf dem Starostensitze	76
14. „	Ein polnischer Feiertag	89
15. „	Ein verschwiegenes Grab	108
16. „	Ein Opfer des Ultramontanismus	118
17. „	Aktenweisheit	125
18. „	Ein Ruhmesdenkmal	133

Jókai, Maurus, Das namenlose Schloß. 4. Aufl. — 20,000 Jahre unterm Eise . . . à 2 M.

— — Traurige Tage. 2. Aufl. — Lebenswirren . . . à 1 „

— — Was ein Weib vermag. — Die armen Reichen. 4. Aufl. . . . à 2 „

— — Die nur einmal lieben. 4. Aufl. — Schwarze Diamanten. 6. Aufl. . . à 2 „

— — Andere Zeiten, andere Menschen. 2. Aufl. . . . 2 „

— — Die letzten Tage der Janitscharen . . . 2 „

— — Ein Goldmensch. 5. Aufl. — Die Narren der Liebe. 4. Aufl. . . . à 2 „

— — Die Komödianten des Lebens. 3. Aufl. . . . 2 „

— — Was der Totenkopf erzählt. 2. Aufl. . . . 2 „

— — Blitz und Schwertklinge. — Das Zwanziger-Mädchen. — Ein moderner Cagliostro à 50 Pf.

— — Ein Fürstensohn. — Ein genialer Narr . . . à 1 M.

— — Das Herz auf der Stirn . . . 1 „

— — Die armen Reichen. — Schwarzes Blut . . . à 2 „

— — Es giebt keinen Teufel. — Der Seelenbändiger . . . à 2 „

— — Zwischen Zweien die Dritte. — Dem Verhängnis erlegen . . . à 1 „

Juncker, E., Im Zenith. 2. Aufl. — Lebensrätsel. 3. Aufl. . . . à 2 „

— — Im zweiten Rang. — Höhere Harmonie . . . à 2 „

König, Ew. Aug., Ohne Consens. — Eine Mietkaserne . . . à 1 „

— — Auf ehrloser Bahn. — Der Ehre Rächer . . . à 2 „

Lay, Max, Im Geiste Ludwigs XIV. . . . 2 „

Leixner, O. v., Die beiden Marien. — Blitz und Stern. 2. Aufl. . . . à 1 „

— — Das Apostelchen . . . 2 „

— — Aus vier Dimensionen . . . 1 „

Lewald, Fanny, Benedikt. 2. Aufl. — Der Seehof. 3. Aufl. . . . à 1,50 „

Lingg, Herm., Von Wald und See . . . 2 „

Manno, Karl, Ein süßer Knabe. 2. Aufl. . . . 2 „

Manteuffel, Ursula Zöge v., Das Majorat. 2. Aufl. . . . 2 „

— — Graf Lorenz. 2. Aufl. . . . 1 „

Marby, A., Die Brandows. — Im Hafen. — Der Stern von Mostar . . . à 2 „

Marti, F., Sonnenglauben . . . 1 „

Mora, O., Ein Revolutionär. Moderner Roman . . . 2 „

Mühlbach, L., Friedrich der Große und sein Hof. 8. Aufl. . . . 2 „

Mysing, O., Ein Kampf um Liebe. — Satan auf Reisen . . . à 1 „

— — Im Kampf der Gesellschaft. Moderner Roman . . . 2 „

Norden, A., Alte Liebe . . . 2 „

Osten, H. v., Die Schule des Lebens . . . 2 „

Parlow, H., Carmen. — Fürstin Eboli . . . à 2 „

Paul, G., Studentenstreiche. — Berliner Kriminalstudien . . . à 1 „

Piening, Th., Jochen Putt & Co. Humoresken . . . 1 „

Pissemski, A. Th., Hohe Herrschaften. — Der reiche Bräutigam . . . à 1 „

Plötz, L. v., O alte Burschenherrlichkeit! Humoresken . . . 1 „

Pressentin, B. v., Wenn und Aber . . . 2 „

Postumus, K., Unter dem Danebrog. — Aus schwarzem Blut . . . à 2 „

— — Braunedel — In deutscher Hand . . . à 2 „

Raimund, Golo, Gesucht und Gefunden. 4. Aufl. . . . 1 „

— — Gebrüder Spalding. 3. Aufl. — Ein deutsches Weib. 6. Aufl. — Kein Vertrauen. 3. Aufl. . . . à 1 „

— — Bauernleben. 3. Aufl. — Liebesfreud und Liebesleid. 4. Aufl. . . . à 1 „

— — Zwei Bräute. 5. Aufl. — Ein hartes Herz. 3. Aufl. — Ein neues Geschlecht. 3. Aufl. . . . à 1,50 „

— — Bürgerlich Blut. 4. Aufl. — Ein Familienschmuck. 4. Aufl. . . . à 1,50 „

— — Zwei Menschenalter. 3. Aufl. — Zweimal vermählt. 4. Aufl. — Schloß Elkrath. 3. Aufl. . . . à 2 „

— — Verwaist. 3. Aufl. — Mein ist die Rache. 3. Aufl. — Von Hand zu Hand à 2 „

Riedel-Ahrens, B., Tropische Nächte. — Im grauen Schloß . . . à 2 „

Ring, Max, Die Spiritisten. — Eine liebenswürdige Frau . . . à 1 „

— — Die Schützlinge des Großen Kurfürsten. — Sieg der Liebe . . . à 1 „

— — Die liebe Mama. — Auferstanden . . . à 50 Pf.

Samarow, Gr., Die Römerfahrt der Epigonen. 4. Aufl. . . . 2 M.

Schmidt-Cabanis, Rich., Allerlei Humore . . . 2 „

Schobert, H., Madame Diane. — Künstlergewissen . . . à 50 Pf.

— — Das Größte auf Erden. — Einst, Eines Thoren Paradies . . . à 50 „

— — Marquise Rose. — Durch eigene Schuld. — Ulanenliebe. 2. Aufl. . . . à 2 M.

Schreibershofen, A. v., Im Wechselspiel des Lebens . . . 2 „

Schweichel, R., Der Krämer von Illiez. — Camilla. — Verloren . . . à 1 „

— — Der Wunderdoktor. — Der Teufelsmaler. — Heimatlos. 2. Aufl. . . . à 1 „

— — Der Schmuggler. — Das weiße Kreuz. — Brigitte. — Die Wildheuerin . à 1 „

— — Der Uhrmacher v. Lac de Joux. — Auf dem Kranwethof . . . à 1 „

— — Der Axtschwinger. 4. Aufl. . . . 2 „

Schwerin, J. Gräfin, Pflicht . . . 2 „

Spaettgen, D. Freiin v., Des Amerikaners Wort . . . 1 „

Stahl, M., Zwei Seelen . . . 1 „

— — Die arme Vornehme . . . 2 „

Telmann, K., Aus vergilbten Blättern . . . 2 „

Tolstoi, Graf L., Das Nichtsthun. — Lasterhafte Genüsse. 2. Aufl. . . . . à 50 Pf.

— — Wandelt im Licht. — Iwan der Narr . . . . à 50 „

— — Vernunft und Dogma. Eine Kritik der Glaubenslehre . . . . . . 50 „

— — Familienglück. 2. Aufl. — Der Tod . . . . à 1 M.

— — Polikuschka. — Meine Beichte. — Das Geld . . . . à 1 „

— — Die Kreutzer-Sonate. 12. Aufl. Mit einem Nachwort des Verf. . . . 1 „

— — Wie ist mein Leben? — Der Leinwandmesser . . . . à 1 „

— — Die Hungersnot in Rußland. — Grausame Genüsse . . . . à 1 „

— — Warum wir am Leben hängen. — Christentum und Vaterlandsliebe . . . à 1 „

— — Russische Volkslegenden. — Sewastopol . . . . à 1 „

— — Der Gefangene im Kaukasus und andere russische Soldatengeschichten . . . 2 „

— — Die Kosaken. — Gottes Reich ist in Euch! . . . . à 2 „

— — Anna Karenina. (Vollständ. Ausg.) . . . . 4 „

— — Krieg und Frieden . . . . 5 „

Turgenjeff, Iwan, Die Kameraden. — Clara Militsch. — Das Gasthaus . . à 1 „

— — Der Steppenjunker. — Aus der Jugendzeit. — Annuschka. — Dunst. 4. Aufl. à 1 „

— — Der König Lear der Steppe. — Soldatengeschichten. — Zwei Freunde . . à 1 „

— — Erzählungen eines alten Mannes. — Neuland. — Misionen. — Mumu . à 1 „

— — Frühlingswogen. — Helene. — Das adliche Nest . . . . à 2 „

— — Aus dem Tagebuche eines Jägers. I. u. II. Teil. — Väter und Söhne. 2. Aufl. à 2 „

— — Der Brigadier. — Drei Begegnungen. — Lieutenant Jergunoffs Abenteuer à 50 Pf.

Verga, G., Meister Motta . . . . 2 M.

Wachenhusen, Hans, Der Backfisch. — Rose im Schnee . . . . à 1 „

— — Der Diamantenkönig. — Geschichte einer Schönheit . . . . . . à 1 „

— — Cousine Ella. — Thea. — Die Gnädige. 3. Aufl. . . . . à 1 „

— — Comtesse Helene. — Unglückselige Theestunden. — Der Elefanten-Lord . à 1 „

— — Der Mann in Eisen. 2. Aufl. — 's Dorche. — Der türkische Kosak . . à 1 „

— — Die Jüngste. — Die Selige. 2. Aufl. . . . . à 1,50 „

— — Der Vampyr. — Mylady. — Graf Beisany . . . . à 1 „

— — Der Herzenfresser. — Die bleiche Gräfin. 6. Aufl. . . . . à 2 „

— — Salon und Werkstatt. — Nur ein Weib. 6. Aufl. — Monaco . . . . à 2 „

— — Die Hofdamen Ihrer Hoheit. 3. Aufl. — Der Liebe Unverstand . . . à 2 „

— — Die Verstoßene. — Des Königs Ballet. 5. Aufl. . . . . à 2 „

— — Was die Straße verschlingt. 2. Aufl. — Eine Frauenschuld . . . . à 2 „

— — Um schnödes Geld. 3. Aufl. — Der Heiduck . . . . à 1 „

— — Die Diamanten des Grafen d'Artois. 2. Aufl. — Eine Geborene . . . à 1 „

— — Unter dem weißen Adler. 2. Aufl. . . . . 2 „

— — Dame Orange. — Die gelbe Rose . . . . à 1 „

— — Bis zum Bettelstab. — Die junge Frau. — Zigeunerblut. 4. Aufl. . . à 2 „

— — Liebe heilt Alles. — Ihr Neffe. 2. Aufl. . . . . à 50 Pf.

Wald-Zedtwitz, G. v., Nichts Trauriges. — Immer lustig! — Unnahbar . . à 1 M.

— — Das Geheimniß vom Lützelstein. — Erlöst. — Drei Menschen . . . . à 1 „

— — Die Schicksalshose. — Die Nachtigall . . . . à 1 „

— — Das Karpathenschloß. — Goldene Thränen. — Äußerst angenehm . . à 1 „

— — Gold. — Rose und Lorber. — Ellens Schuld. — Sein Mörder . . . . à 2 „

— — Adel verpflichtet. 2. Aufl. — Hurrah! — Drei Paläste . . . . . . à 2 „

— — Die Töchter der Spione. — Ein Träumer . . . . à 2 „

— — Aus dem grünen Winkel. — Rose v. Cetinje. — Unbeugsames Schicksal . à 1 „

— — Warum so spät? . . . . 50 Pf.

Werder, Hans, Circe . . . . 2 M.

Zobeltitz, Fedor v., Bis in die Wüste . . . . 2 „

— — An der Wende — Unter dem roten Adler . . . . à 1 „

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft, Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins